Franz Eugen Schlachter

Dwight Lyman Moody – Ein Lebensbild

Franz Eugen Schlachter

Dwight Lyman Moody (1837-1899)

Ein Lebensbild nach
englischen Quellen gezeichnet

Verlag der Evangelischen Fernbibliothek (EFB-Verlag)

Die Erstausgabe erschien in Kommission bei der Evangelischen Gesellschaft in Bern 1894 und wurde von der Buchdruckerei H. Schneider in Biel gedruckt.

Die Schreibweise für diese Ausgabe wurden gegenüber dem Original leicht angepasst und ein paar kommentierende Informationen hinzugefügt.

Dwight Lyman Moody lebte von 1837 bis 1899 und war ein US-amerikanischer Erweckungsprediger.

Der Schweizer Prediger, Philologe und Schriftsteller Franz Eugen Schlachter lebte von 1859 bis 1911. Er ist vielen durch seine Bibelübersetzung bekannt.

Webseite des Verlags: verlag.efb.ch

Franz Eugen Schlachter:
Dwight Lyman Moody :
Ein Lebensbild nach englischen Quellen gezeichnet ;
Neu-Edition der Ausgabe von 1894 –
Wetzikon ZH : Verlag der
Evangelischen Fernbibliothek (EFB-Verlag), 2013

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....7

Kapitel 1 – Eine gute Mutter.....21

Kapitel 2 – Auf eigene Faust.....27

Kapitel 3 – Erwachendes Leben.....31

Kapitel 4 – In Chicago.....37

Kapitel 5 – Eine originelle Sonntagsschule.....41

Kapitel 6 – Der Stadtmissionar.....51

Kapitel 7 – Auf den Schlachtfeldern.....57

Kapitel 8 – Eine lebendige Gemeinde.....63

Kapitel 9 – Zwei Vereinshäuser.....69

Kapitel 10 – Wie Moody ein Bibelforscher geworden ist.....79

Kapitel 11 – Wie man vom Glauben lebt.....85

Kapitel 12 – Die Feuertaufe.....89

Kapitel 13 – In England.....95

Kapitel 14 – Moodys Erziehungsanstalten.....99

Kapitel 15 – Moody auf dem sinkenden Schiff.....107

Kapitel 16 – Moody an der Weltausstellung in Chicago.....113

Einleitung

„London ist die grösste Stadt der ganzen Erde.“ Die Kenntnis dieses Satzes verdanke ich dem Geographiebüchlein, das wir in der untersten Klasse des Gymnasiums auswendig lernen mussten; von der Bedeutung dieser Wahrheit erhielt ich aber erst 15 Jahre später einen Begriff, als ich während sieben Wochen Tag für Tag die Stadt zu Fuss, per Bahn und per Omnibus durchkreuzte und doch niemals an ein Ende kam. Zwar erinnere ich mich von lebhaft einer roten Laterne, die vor einem Wirtshaus hing im südlichen Teil der Stadt und auf welcher in weissen Buchstaben die Inschrift prangte: The *worlds end* (der Welt Ende). Hier musste also offenbar in alter Zeit der Marktstein der Stadt gestanden haben, die ja für den Engländer den Inbegriff der Welt ausmacht; allein der menschliche Fortschritt hatte den Grenzpfahl längst über den Haufen geworfen, denn jenseits von The *worlds end* liegt jetzt noch eine halbe Stadt, sodass also die betreffende Schenke nur noch in dem Sinn den bezeichnenden Namen „der Welt Ende“ trägt, als leider nur zu oft die Welt in den Wirtshäusern ein klägliches Ende nimmt, wie auch die Saufbrüder in ihrem beliebten Liede selbst bekennen: „O du lieber Augustin, alles ist hin!“

Schon im Jahre 1881, wo die letzte Volkszählung vor meinem Besuche stattgefunden hatte, zählte man auf dem städtischen Gebiet im Durchmesser von zehn Stunden eine Bevölkerung von 4'500'000 Menschen. Laut statistischen Angaben vermehrt sich diese Zahl jährlich um 45'000. London hat also jetzt zusammen mit seinen Vorstädten schon die fünfte Million reichlich erreicht, was man übrigens schon im Jahre 1884 behauptete.[1]

Man kann sich kaum eine zutreffende Vorstellung davon machen, welch gewaltige Masse von Nahrungsmitteln zur Erhaltung ein er solchen Menschenmenge erforderlich ist. London bedarf jährlich zwei Millionen Malter Weizen, 800'000 Ochsen, vier Millionen

1 *In Greater London leben heute über acht Millionen Menschen.*

Schafe, Kälber und Schweine, neun Millionen Stück Geflügel und 130'000 Tonnen Fische. Dazu isst man sehr viele Kartofflen, und der Verbrauch an Gemüse und vielen anderen Dingen lässt sich selbstverständlich gar nicht kontrollieren. Die Preise der Lebensmittel sind bedeutend höher als bei uns; das Fleisch, das einen Hauptbestandteil der Nahrung bildet, kostet mindestens das Doppelte. Dafür sind aber Kleider und eine Menge anderer Artikel bedeutend billiger und trotzdem noch besser als bei uns. Zum Kochen und Heizen bedient man sich fast ausschliesslich der Steinkohle, deren England ja unerschöpfliche Vorräte besitzt. Holz wird nur in dünnen Spänen zum Feueranzünden benützt. Es ist sehr teuer, dafür sind die Kohlen um so billiger.

Der Mensch lebt aber nicht vom Brot allein und auch nicht nur von Ochsenfleisch und Fischen usw. Darum hat der liebe Gott für die fünf Millionen Londoner auch noch in anderer Weise gesorgt. Kaum werden anderswo grössere Anstrengungen gemacht, um das Volk mit dem Worte Gottes zu versorgen, als in dieser Stadt. Du kannst durch keine bedeutendere Strasse gehen, ohne nicht wenigstens eine Kirche oder Kapelle anzutreffen, meistens sind es aber deren mehrere. Und doch könnten in den 1500 Kirchen und Kapellen der Stadt noch kaum ein Zehntel der Einwohner Platz finden, wenn sie es versuchen wollten. Die Strassenpredigt, in London an den Sonntagen eine ganz gewöhnliche Erscheinung, ist also keine überflüssige Einrichtung. Man stelle sich aber nicht vor, dass auf den Strassen Hunderte oder gar Tausende einer solchen Predigt lauschen. Gewöhnlich ist es nur eine kleine und wechselnde Zuhörerschaft, welche mit ihrer Aufmerksamkei den Eifer des Mannes belohnt, der sich mit etlichen Gefährten oder Gefährtinnen an einer Strassenecke aufstellt und mit oder ohne Harmoniumbegleitung ein Lied zu singen anfängt, um dann den durch den Gesang Herbeigelockten das Evangelium in einfachster Sprache zu verkündigen. Diese Veranstaltung ist natürlich in erster Linie auf die *no-church-goers,* d. h. auf die unkirchlichen Leute berechnet, deren es in London ganze Massen gibt.

Die Frage, wie man diese Massen erreichen soll, ist für die englischen Christen zu einer der brennendsten geworden. Die Londoner Stadtmision beantwortet dieselbe durch Hunderte von Stadtmissionaren, welche ihre segensreiche Tätigkeit bis in die verrufensten Quartiere erstrecken. Während aber die

Stadtmissionare mehr den einzelnen verlorenen Schafen nachgehen, werden von anderer Seite Versammlungen veranstaltet, in welchen man gerade jene Leute, die keine Kirche oder Kapelle besuchen, unter den Einfluss des Evangeliums bringt. Solche Evangelisations-Versammlungen wurden nun gerade während meiner Anwesenheit in London im Jahre 1884 in grossem Massstabe abgehalten. Man hatte den dazu bekannten Evangelisten Moody mit seinem Solisten Sankey extra von Amerika nach England herüberkommen lassen. Moody hatte schon zweimal vorher in England evangelisiert, im Jahre 1873/74, wo zum erstenmal die Kunde von diesem gesegneten Mann auch zu uns in die Schweiz gedrungen ist und wir zugleich die unvergleichlichen Sankey-Lieder zu singen begannen, deren Schall seitdem so lieblich in unsern Ohnen tönt. Moody arbeitete damals zuerst in Schottland, blieb allein in Edinburgh drei Monate, wo 2000 Personen seiner Wirksamkeit ihre Bekehrung verdankten, und kam dann im Jahre 1875 nach London, wo er in der grossen *Agricultural Hall,* die sonst für landwirtschaftliche Ausstellungen benützt wird und 15'000 Menschen fasst, Abend für Abend eine nie dagewesene Zuhörerschaft vereinigte. Neben den verkommensten Menschen der Metropolis konnte man auch die hochgestelltesten Persönlichkeiten der englischen Nation unter seinen Zuhörern erblicken, so den berühmten Premierminister Gladstone und die Prinzessin von Wales. Im Jahre 1881 stattete Moody wiederum in Begleitung Sankeys, England seinen zweiten Besuch ab, und nun im Jahre 1884 war er zum dritten Mal da, diesmal ausschliesslich für London, wo er acht Monate lang arbeitete und zwar unausgesetzt, indem er jeden Tag mit Ausnahme des Samstags, den er grundsätzlich feiert, abends eine Evangelisations-Versammlung und Nachmittags eine Bibelstunde hielt, während er sonntags sogar vier Mal predigte.

Während meines siebenwöchigen Aufenthalts in London besuchte ich an den Werktagen abends Moodys Versammlungen fleissig. Was habe ich nun hier gesehen? In erster Linie ist mir aufgefallen, dass man den Evangelisten nicht allein zappeln liess, sondern seine Arbeit kräftig unterstützte. Es hatte sich in London eigens zu diesem Zweck, um Moody herzuberufen und die für seine Evangelisationsarbeit notwendigen Anordnungen zu treffen, auch die erforderlichen Mittel aufzubringen, ein Komitee von etlichen Herren zusammengetan. Die Engländer sind

praktische Leute. Sie begnügen sich nicht damit, bloss einen Prediger herbeizuwünschen, um es dann dem Herrn zu überlassen, für die erforderlichen Mittel zu sorgen. Moody ist von keiner Gesellschaft angestellt. Er arbeitet frei für den Herrn. Der Herr sorgt für ihn. Aber er bedient sich der Menschen hierzu. Nur ausnahmsweise lässt er seine Knechte durch Raben ernähren, wie dies bei Elias einmal geschah. Das wissen die Engländer wohl, und, man muss es ihnen lassen, sie sind nobel in der Fürsorge für die Diener des Herrn. Sie lassen sich ihre Religion etwas kosten, denn sie gehen von dem Grundsatz aus: Was nichts kostet, ist nichts wert. Sie habens auch, sagt man, aber eben, weil sie geben, darum haben sie auch.

Nun höre man, was diese Leute taten. Trotzdem es in London, wie gesagt, so viele Kirchen, Kapellen und Hallen gibt, die man für Versammlungen benützen könnte, liessen diese Herren doch extra für Moodys Versammlungen zwei grosse transportable eiserne Hallen erbauen, in deren jeder 5000 Menschen bequem Platz finden konnten. Während nun Moody in der einen Halle drei Wochen lang täglich seine Versammlungen abhielt, wurde die andere Halle in einem anderen Stadtteil aufgerichtet, sodass er nach Verfluss von drei Wochen ohne Unterbrechung einfach dort weiterfahren konnte. Dann wurde jene erste Halle wieder abgebrochen und anderswo aufgebaut und so kam es, dass Moody imstande war, acht Monate lang ohne Unterbrechung sein Evangelisationswerk zu betreiben. Ich erinnere mich heute nun nicht mehr genau, wie viel diese Hallen gekostet haben, nur weiss ich noch, dass die Summe in die Hunderttausende ging. Dazu kam dann noch der Mietzins für den Grund und Boden, auf welchem man die Hallen errichtete. Wenn im Inneren der Stadt der Quadratfuss über 600 Franken kostet, so wird der Bodenzins für ein derartiges Gebäude auch keine Kleinigkeit betragen. An alle diese Kosten wurde aber von den Besuchern der Versammlung kein Rappen verlangt. Während sonst in allen englischen Gottesdiensten ganz tüchtig kollektiert wird, hatte man hier nicht einmal eine Büchse aufgestellt. Dies war eine so ungewöhnliche Erscheinung, dass Moody seine Zuhörer einmal besonders darauf hinwies, als auf einen Beweis, dass die Veranstalter dieser Versammlungen von der Liebe Christi getrieben seien. *Satan ever gets, he never gives!* („Satan nimmt immer, er gibt nie!“) rief er aus und stampfte dabei lebhaft auf

den Boden seiner Kanzel, „da könnt ihr also sehen, dass diese Sache nicht vom Satan kommt, sondern von Gott.“

Wie ging es denn in diesen Versammlungen zu? Wir kommen eines abends um sieben Uhr zu der Halle, die jetzt, in der ersten Zeit unseres Aufenthalts in der Stadt, im Norden von London aufgestellt ist, auf einem noch unbebauten Terrain. Wir haben den Platz von unserer Wohnung aus mit dem Tram in einer dreiviertelstündigen Fahrt erreicht; andere langen mit den Zügen an, denn es stellen sich Besucher aus allen Stadtteilen ein. Vor der Halle sind einige Verkaufsbuden aufgestellt, wo vorzugsweise Moodys Schriften zu haben sind. Die anno 1875 in deutscher Sprache (im Verlag von Jäger und Kober in Basel) erschienenen zwölf Reden, welche mit so grossem Interesse überall gelesen wurden und die wir für das Beste halten, was uns in dieser Art zu Gesicht gekommen ist, sind längst durch eine ganze Reihe von Bändchen neueren Datums vermehrt. Es existiert schon eine ganz respektable Moody-Bibliothek. Die Engländer und Amerikaner verkennen die Macht des gedruckten Wortes neben dem gepredigten nicht und halten es nicht für Zeitverschwendung, christliche Bücher zu schreiben. Wir nehmen uns als Kram die beiden neu erschienen Büchlein „Allmächtige Gnade“ und „Kraft aus der Höhe“ mit, von denen das letztere seitdem in deutscher Sprache herausgegeben worden ist. Das Moody- und Sankey-Singbuch haben wir schon beim ersten Besuch dieser Versammlungen gekauft, denn wir lieben es nicht, in einem Gottesdienst zu sitzen wie ein stummer Fisch. Hier ist aber auch dafür gesorgt, dass jeder sich das in diesen Versammlungen gebrauchte Singbuch anschaffen kann. Es ist nämlich in den verschiedensten Ausgaben zu haben und in der kleinsten ohne Noten schon zu einem Penny (10 Cts) erhältlich, obgleich es 441 verschiedene Lieder erhält. Wir haben eine mit Noten versehene Ausgabe vorgezogen und eine solche in bequemem Taschenformat in weichem Leinwand-Einband zu zwei Schilling (Fr. 2.50) erhalten.

Wir kommen zum Eingang der Halle. Es ist noch früh, und doch drängen sich schon viele Leute herbei. Ein Mann mit schwarzem Helm, in welchem wir einen Londoner Polizisten erkennen, steht Wache an der Tür und fordert mit der diesen Leuten eigenen Höflichkeit uns die Eintrittskarte ab. *Please, your ticket* („Gefälligst ihr Billet“), bittet er. Unsere Gastgeber haben uns

zum Glück ein solches besorgt, das uns den Eintritt zu allen diesen Versammlungen gestattet; sonst lauten die Eintrittskarten in der Regel nur auf einen bestimmten Abend. Aber wozu in aller Welt sind für Evangelisations-Versammlungen Eintrittskarten erforderlich und Polizei? Muss man nicht froh sein, wenn die Leute überhaupt kommen, und ist es am Ende nicht ganz sauber, dass ein Landjäger dabei sein muss? Nur keine Angst. Der Landjäger nimmt dich nicht, und die Eintrittskarten erhältst du umsonst. Die ganze Einrichtung ist nur der guten Ordnung wegen da. Jede öffentliche Versammlung steht in England unter dem Schutz der Polizei, die religiösen Versammlungen nicht zuletzt, ja die Londoner Polizisten finden sich besonders gerne bei solchen ein, denn sie sind samt und sonders Gentlemens und überdies sind machen von ihnen von Herzen fromm. Der Polizist da an der Türe wäre eigentlich nicht einmal verpflichtet, die Eintrittskarten zu kontrollieren, das tut er nur aus Gefällligkeit, denn er hat ein Interesse für die Evangelisation, da er genugsam sieht, wie notwendig solche Rettungsarbeit für die Gott entfremdeten Massen Londons ist.

Was aber die Eintrittskarten betrifft, so ist der Zudrang zu Moodys Versammlungen eben so gross, dass immer eine Menge Leute keinen Platz mehr finden können, obschon die Halle, wie gesagt, 5000 Personen fasst. Da muss also eine Einrichtung getroffen werden, dass nicht jeden Abend dieselben Leute hinein kommen und andere gar nie, deshalb gibt man Karten aus, die auf einen bestimmten Abend lauten. Diese Karten werden nun von einem ganzen Heer freiwilliger Mitarbeiter, die Moody überall aufruft, wo er hinkommt, in den Häusern verteilt, und zwar in erster Linie an solche Leute, auf die man es bei der Evangelisation abgesehen hat, an die Unkirchlichen. Diesen speziell Eingeladenen werden nun in der Halle die besten Plätze reserviert. Gerade vor der Kanzel, oder eigentlich Rednerbühne, ist ein grosses Viereck durch Schnüre vom übrigen Raum für sie abgegrenzt. Dies ist eine sehr praktische Einrichtung, welche es verhütet, dass der Arbeiterbevölkerung, die ja nicht so früh zur Stelle sein kann, der beste Platz weggenommen wird.

Auf den vordersten Bänken sehen wir Leute in roten Röcken. Das sind Soldaten, welchen man eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkt. In England ist ja bekanntlich der Soldatenstand ein besonderer Beruf. Und diese Soldaten sind in

der Regel keine frommen Leute. Man weiss ja, welcher Gattung Leute es sind, die Handgeld nehmen. Nun gibt es aber in England vornehme christliche Damen, die sich nicht schämen, gerade diesen Soldaten das Evangelium zu bringen, während wieder andere vorzugsweise unter den Eisenbahn-Angestellten missionieren und noch andere unter den Polizisten. Für alle diese Berufsklassen werden von solchen Damen besondere Versammlungen abgehalten. Das erscheint uns höchst sonderbar. Aber man muss wissen, dass der Engländer eine grosse Achtung vor dem weiblichen Geschlecht hat und das Evangelium oft lieber von einer Frau annimmt als von einem Mann. Natürlich muss man sich nicht denken, als würden diese Damen geradezu predigen. Nein, sie suchen diese Angestellten einzeln auf, interessieren sich für dieselben und ihre Familien, halten aber allerdings auch Versammlungen mit ihnen ab. Solche Damen brachten nun ihre Schützlinge auch in Moodys Versammlungen mit, sorgten ihnen für Eintrittskarten und Singbüchlein und redeten am Schluss ein freundliches Wort mit ihnen. Moody selbst schenkte den Soldaten besondere Aufmerksamkeit. Oft redete er sie in seinen Ansprachen direkt mit *ye soldiers* („Ihr Soldaten“) an. Man wurde ordentlich an Johannes den Täufer, den grossen Busssprediger in der Wüste erinnert, zu dem ja auch die Kriegsknechte kamen.

Eine besondere Spezialität in diesen Versammlungen waren auch die Mütter, die mit ihren Säuglingen auf den Armen erschienen. Überhaupt ist es nichts Ungewöhnliches in England, dass der Gottesdienst durch das Schreien kleiner Kinder belebt wird. Die englischen Christen gehen familienweise zur Kirche und Kapelle. Der Hausvater mietet einen Kirchenstuhl, worin er mit all den Seinigen Platz finden kann. Die Plätze werden nämlich in den Kirchen und Kapellen bezahlt. Nur für besondere Gottesdienste, wie jetzt bei Moody, sind sie frei. Also die Mütter kamen auch mit ihren Säuglingen zu Moodys Versammlungen und zwar nicht nur um drei Uhr, sondern auch acht Uhr abends noch. Moody hatte nichts dagegen. Nein, er sagte oft: “Ich sehe diese Mütter mit ihren Kindern gerne kommen.” Um aber den Müttern eine ungestörte Teilnahme an der Versammlung zu ermöglichen, was tat man? Da gaben sich eine Anzahl junger Damen dazu her, den Müttern während der Versammlung die Kinder in einem anstossenden Lokal zu pflegen. Wie viele Mütter kommen bei

uns jahraus jahrein in keine Predigt: Die gute (?) Sitte verbietet ihnen, die Kinder mitzunehmen. Wer gäbe sich dazu her, solch einer Mutter am Sonntag während einer Stunde hie und da ihr Kind zu hüten?

Wir sind bald nach sieben Uhr in die Halle getreten, obschon die Versammlung erst um acht Uhr beginnen soll. Wir verstehen eben nicht so gut englisch, um auch mit einem der hintersten Sitze vorlieb nehmen zu können, und der Amerikaner spricht ohnehin sehr rasch und undeutlich für unser ungeübtes Ohr. Das Gebäude bildet ein Quadrat. Der ganzen hinteren Seite entlang zieht sich eine Plattform hin. Dort sitzt der Chor und, soweit noch Raum ist, auch Zuhörer. Vor der Plattform in der Mitte, in gleicher Höhe, die Kanzel, eine einfache viereckige Konstruktion aus Holz mit einem Geländer, das aber den Prediger nicht verdeckt. Es ist dies die amerikanische Kanzelform, wobei der ganze Mann sichtbar bleibt. Die Kanzel ist noch leer, aber der Chor ist schon zur Stelle und singt ein Lied ums andere, während sich die Halle füllt. Man hat mir oft gesagt, in England höre man keinen schönen Gesang. Das hat seine Richtigkeit, soweit es die Kirchen betrifft, wo man nur altmodische Lieder singt und keine so mächtigen Choräle wie bei uns. Aber die Sankey-Lieder habe ich doch bei weitem nirgends so gut singen hören wie in diesen Versammlungen in London. Für das rasche, lebhafte Temperament der Engländer sind sie eben wie gemacht. Und dann singen diese Leute im Bewusstsein, dass sie ihren Zuhörern das Evangelium ins Herz hinein singen sollen. Es ist denn auch gar nicht selten, dass Seelen durch das blosse Anhören dieser Lieder erweckt werden und das angebotene Heil ergreifen. Soll das Lied: “Jesus von Nazareth geht vorbei” von besonders mächtiger Wirkung sein. Bekannte doch in einer Versammlung ein junger Mann: “Dass ich einen Heiland bedürfe, habe ich zum erstenmal gefühlt, während Herr Sankey sang: “Jesus von Nazareth geht vorbei.” Und als er zu der Stelle kam: “Zu spät, zu spät, o ernster Schrei, Jesus von Nazareht ging vorbei”, da beschloss ich bei mir selbst, es dürfe für ich nicht zu spät werden, und ich nahm in jenem Augenblick den Heiland auf in mein Herz.” Sankey leitet den Chor nicht selbst, sondern ein anderer Herr. Er selbst singt nur Solos, zuweilen auch in Begleitung anderer Stimmen. Bei ihm ist aber nicht der Wohlklang der Stimme die Hauptsache, er bietet keinen Ohrenschmaus, sondern

er singt das Evangelium und zwar so deutlich, dass man in der grossen Halle jedes Wort verstehn kann. Auch andere Herren und Damen trugen Quartett- und Sologesänge vor. Unter den letzteren zeichnete sich besonders eine Lady Radstock, die Tochter des bekannten Lord Radstock, durch ihren prachtvollen Sopran aus.[2]

Während des Gesanges betritt Moody kurz vor acht Uhr die Plattform. Er ist ein kurzer, wohlbeleibter Mann von untersetzter Statur, mit dunklem Vollbart, der den kurzen Hals so verdeckt, dass der Kopf unmittelbar auf der Schulter zu sitzen scheint wie bei Luther. Mit Feldherrenblick übersieht er die Situation. Schon ist alles angefüllt. Aber immer noch drängen sich Schaen an der Tür, im Rücken der Versammlung. Der Eintritt ist nämlich nur durch eine Tür gestattet, während die Entleerung des Gebäudes durch verschiedene Türen erfolgt. Die Nachzügler werden von acht Uhr an nicht mehr jederzeit eingelassen, sondern nur während des Gemeindegesanges. Moody gibt selbst durch Drücken auf einen elektrischen Knopf den Türhütern das Zeichen, wann sie öffnen müssen. So wird verhütet, dass nicht, wie bei uns, Gebet, Bibellesen und Predigt durch verspätete Ankömmlinge gestört wird.

Doch erinnerte ich mich auch einer Störung eigentümlicher Art. Ein Betrunkener hatte den Weg in die Versammlung gefunden. Während nun Moody redete, fiel ihm jener plötzlich ins Wort. Moody sprach gerade über den Text: “Was der Mensch sät, das wird er ernten.” Die Kundgebung des Betrunkenen veranlasste ihn nun, gerade diesen als Beispiel zu nehmen für die Wahrheit seines Textes. Er zeigte, wie ein Trinker oft in seinen eigenen Kindern wieder ernte, was er gesät hat. Dann fügte er den Wunsch bei: *I wish, all the whisky should be in the Thames, and all the publicans in the kingdom of God!* (“Wäre doch nur aller Schnaps in der Themse (dem Fluss, der durch London fliesst) und alle Wirte im Reiche Gottes!”). Bei dieser treffenden Bemerkung brach ein Gelächter aus, und die Versammlung klatschte Beifall, was in England nichts Ungewöhnliches ist. Moody verbot sich aber diese Beifallsbezeugung, indem er sagte: “Lasst das bleiben. Ein Trunkenbold wird nicht durch Klatschen gerettet.” *(You never save a drunkard by applauding!).*

---

2 *Granville Waldegrave, der dritte Baron Radstock, 1833-1913, war eine wichtige Persönlichkeit in der Erweckungsbewegung ab 1874 in St. Petersburg (Russland). Er war ein britischer Adliger in der Kategorie Peerage of Ireland.*

Moodys Reden sind kurz, voll treffender Bemerkungen obiger Art und sind gewürzt mit Geschichten und Anekdoten, die er selbst erlebt oder doch gesammelt hat. Er macht sich nichts daraus, wo er hinkommt, immer wieder dieselben Beispiele zu erzählen. Er hat einen Zyklus von Vorträgen, den er beständig wiederholt. Jeden Abend redet er über ein bestimmtes Thema, wie z. B. über das Gewissen, über Busse, Vergebung, Wiedergeburt. Es sind zwei Bändchen von Moodys Reden in deutscher Übersetzung herausgekommen: “Zwölf Reden” und “Der Weg zu Gott”. Man kann kaum eine volkstümlichere Art der Verkündigung des Evangeliums finden. Obgleich Moody kein gebildeter Theologe ist, sondern ein Mann aus dem Volk, der allmählich vom Sonntagsschullehrer zum Prediger wurde, und jetzt eine der grössten Gemeinden in Chicago hat, so sind doch seine Reden voll wahrer Theologie. Der Mann ist in der Bibel zuhause und weiss, was er glaubt. Alle Schriftlehren finden sich bei ihm in lebendiger, praktischer Form ausgedrückt. Wie lieb ihm die Bibel ist, hat er bei dem grossen Brand von Chicago im Oktober 1871 bewiesen. Damals verbrannte sein Haus, das ihm seine Freunde geschenkt hatten, und seine Kapelle. Ein Freund fragte ihn tags darauf, ober alles verloren habe. “Alles”, antwortete er, “nur meinen guten Namen und meine Bibel nicht.” Seine Frau hatte ihn in der Eile ermahnt, sein Portrait zu retten. “Das würde sich schön ausnehmen, wenn ich mein eigenes Bild durch die Strassen tragen wollte”, erwiderte er, nahm seine Bibel unter den Arm und entfloh aus dem brennenden Haus. Später sagte er einmal, er würde diese Bibel nicht für 10'000 Dollar hergeben. Sie ist voller Randglossen, Parallelstellen und Notizen, die er selbst hineingezeichnet hat und die ihm beim Predigen gute Dienste leisten. Er hat sich in seine Röcke eine besondere Tasche machen lassen, um diese Bibel immer bei sich zu tragen.

Wenige Minuten nach neun Uhr pflegt Moody seine Rede abzubrechen, um zum zweiten Teil seiner überzugehen, nämlich das in der Predigt ausgeworfene Netz zu ziehen. Er bittet die ganze Versammlung, betend das Haupt zu neigen. Man betet in England in den Versammlungen sitzend (nur in der Staatskirche und bei den Methodisten knieend) und singt meist stehend. Während nun alle betend das Haupt neigen und eine grosse Stille entsteht, bleibt Moody auf seinem Posten und bittet diejenigen aufzustehen, die, wie er sich ausdrückt, “Christen werden

wollen”. Nun stehen einige auf. Moody zählt sie laut: eins, zwei, drei usw., bis ihre Zahl 200 oder mehr erreicht hat. Er bittet alle anwesenden Christen, für diese still zu flehen. Dabei ermutigt er fortwährend zum Aufstehen: “Wer will ein Christ werden? Steht unverzüglich auf! Schämt euch nicht!” Diese Rufe hört man während dieser Zeit beständig ertönen. Endlich, wenn die Zahl voll ist, ersucht Moody einen der immer anwesenden Prediger für die Aufgestandenen zu beten. Zuweilen werden auch Gebetsanliegen vorgebracht. Eine Mutter ruft: “Für einen Sohn!” Eine andere: “Für eine Tochter!” Wieder jemand anders: “Für einen Freund, eine Freundin!” - soll man beten. Es sind feierliche Momente und alles geht so ungezwungen, es fällt niemandem ein, zu lachen oder kritisieren.

Nachdem nun gebetet ist, lässt Moody alles aufstehen zum Gesang und bittet alle diejenigen, “die Christen werden wollen”, in den Sprechsaal hinüber zu gehen, der von der Predigthalle durch eine Wand abgetrennt, an dieselbe stösst. Dort wird dann, während die grosse Versammlung entlassen wird, noch die Hauptarbeit getan. Es sind nämlich eine ganze Anzahl freiwilliger Mitarbeiter da, die im Sprechsaal mit den einzelnen Seelen reden und beten. Die schwierigeren Fälle werden Moody selbst zugewiesen. So kommen an einem Abend oft Hunderte zu einer seelsorgerlichen Unterredung, und viele Seelen werden auf diese Weise dem Heiland zugeführt. Es lässt sich wohl denen, welche Überwindung es manchen Mann kosten mag, vor den Augen seiner Kameraden aufzustehen und in den Sprechsaal hinüberzugehen und auf diese Weise seinen Entschluss zu bekennen, dass er sich bekehren will. Aber eben dieses offene Bekenntnis will Moody den Leuten nicht ersparen, weil er aus Erfahrung weiss, was für ein Segen darauf liegt.

Zum Beweis dafür, wie notwendig und gesegnet diese Besprechungen sind, wollen wir hier aus vielen nur ein Beispielen erwähnen, das Moody selbst erzählt hat:

“Während ich in einer amerikanischen Stadt predigte, kam am Schluss einer Abendversammlung ein gutgekleideter Mann zu mir mit traurigem Gesicht. Um die Ursache seiner Traurigkeit befragt, antwortete er mir: “Ich bin leider ein Betrüger. Ich habe Geld unterschlagen, das meinen Prinzipalen gehört. Wie kann ich ein Christ werden, ohne es wieder zu erstatten?”

“Besitzen Sie das Geld noch?” fragte ich ihn.

“Nicht mehr alles”, sagte er. “Ich habe 1500 Dollar genommen, davon sind noch 900 übrig. Könnte ich nicht versuchen, mit diesen 900 Dollar zu handeln, um das Fehlende wieder zu gewinnen, damit ich dann die ganze Summe zurückbezahlen könnte?”

Ich erklärte ihm, dieser Gedanke sei ein Betrug des Satans. Er könne nicht erwarten, mit gestohlenem Gelde gute Geschäfte zu machen, sondern er müsse sofort hingehen und das zurückgeben, was er noch habe, und Gott und seine Prinzipale um Verzeihung bitten.

“Dann lassen mich meine Prinzipale einstecken”, antwortete er. “Gibt es keinen anderen Ausweg?”

“Nein, Sie müssen zuerst das Gestohlene zurückgeben, ehe sie irgendwie Hilfe von Gott erwarten können.”

“Das ist aber sehr hart”, seufzte er.

“Ja, es ist hart. Aber sie haben es sich selbst zuzuschreiben.”

Der Mann verliess mich nach dieser Unterredung mit schwerem Herzen und traurigem Gesicht. Seine Bürde wurde ihm unerträglich.

Mehrere Tage vergingen. Da kommt er eines abends in den Sprechsaal und legt ein Couvert in meine Hand, worin sich 950 Dollar und etliche Cents befanden, seine ganze Barschaft. Er ersuchte mich, das Geld seinen Prinzipalen einzuhändigen, er dürfe nicht selber vor sie treten. So begaben wir uns am anderen Morgen zusammen in das Geschäft. Er wartete vor dem Büro draussen, während ich hineinging und den Herren das Geld auf den Tisch legte mit der Erklärung, dass es von einem ihrer Angestellten komme. Ich erzählte ihnen die Geschichte und bat, sie möchten Gnade walten lassen, nicht Gerechtigkeit. Tränen rollten über die Wangen der beiden Herren, als sie das vernahmen. “Vergeben sollen wir ihm?” sagten sie. “Das wollen wir gerne tun!” Ich ging hinaus und holte den Angestellten herein. Nachdem er seine Schuld gestanden und Vergebung erhalten hatte, knieten wir im Büro alle nieder und hatten eine gesegnete Gebetsversammlung. Der Herr war unter uns, und dieses Mannes Busse brachte gute Frucht.”

Nachdem wir so den Mann, von dem unser Büchlein handeln soll, unseren Lesern mitten in seiner vollen Tätigkeit drin vorgestellt haben, wird es sie interessieren, zu vernehmen, wie Moody zu einem solch' auserwählten Werkzeug in Gottes Hand geworden ist.

Kapitel 1: Eine gute Mutter

In einem alten Bauernhaus in Northfield, im Staate Massachusetts, befindet sich eine Familienbibel, deren Titelblatt folgende Inschrift trägt:

„Edwin Moody, geboren den 1. November 1800 und Betsi Holton, geboren den 5. Februar 1805, haben sich verehelicht den 3. Januar 1828.“

Die Moodys und die Holtons wohnten von Alters her in dem kleinen Landstädtchen. Die letztere Familie befand sich unter den ersten Ansiedlern der „Kolonie Northfield“, die im Jahre 1675 den Indianern abgekauft worden war.[3]

Dwight Lyman Moody war das sechste von neun Kindern (sieben Söhnen und zwei Töchtern), mit welchen die eben erwähnte Ehe gesegnet war. Er wurde am 5. Februar 1837 geboren.

Sein Vater starb schon am 28. Mai 1841. Am Morgen seines Todestages ging er noch an sein Tagewerk, welches das Maurerhandwerk war. Ein Schmerz in der Seite, durch Überanstrengung hervorgerufen, trieb ihn aber bald wieder heim. Als der Schmerz am Nachmittag sich steigerte, wollte er zu Bette gehen. Wie gewohnt, fiel er zuvor noch auf seine Knie, und in dieser betenden Stellung wurde er ganz plötzlich vom Tode überrascht, bevor man auch nur an eine ernstliche Erkrankung gedacht hatte.

Der Witwe blieb nichts als ein Häuschen an der Berglehne, mit einem oder zwei Acker Land, und das war noch verschuldet. Das älteste ihrer Kinder war erst 15 Jahre alt, und einen Monat nach dem Tode ihres Gatten wurde Frau Moody noch mit Zwillingen beschenkt.

---

3 *Die Engländer siedelten erstmals 1673 in Northfield und zählten das Gebiet seit 1723 als offiziell zu ihnen zugehörig. Die Gegend gehörte ursprünglich den Algonkin sprechenden Pocumtuc. Northfield gehört seit 1811 zum Franklin County.*

Die Nachbarn rieten der Frau, ihre Kinder wegzugeben und nur die beiden jüngsten zu behalten. Doch das wollte sie nicht tun. Gott hatte sie mit ausserordentlicher Kraft und Energie begabt und so wollte sie, im Vertrauen auf Ihn, ihre grosse Bürde selbst so lange tragen, bis die Kleinen im Stande wären, ihr zu helfen.

Und sie wurde nicht zuschanden. Ihre Brüder in Boston halfen ihr, die Schuld zu verzinsen, die auf dem Gütchen lastete, die älteren Knaben besorgten die Landwirtschaft, die Mutter sah zum Haus und zu den Kindern, und der liebe Gott sorgte für alles zusammen.

Auch der Geistliche der Gemeinde, Pastor Everett, ein treuer Hirte der kleinen Herde, nahm sich der Familie an. Er war es, der der Witwe geraten hatte, die Kinder bei sich zu behalten und sie im Vertrauen auf den Herrn selbst zu erziehen. Er versprach ihr auch, ihr dabei behilflich zu sein und blieb diesem Versprechen treu. Er besuchte die Familie von Zeit zu Zeit, richtete die Mutter auf mit Trost und gutem Rat, schlichtete etwa auch einen Streit zwischen den Buben und schenkte den Kleinen hie und da ein glänzendes rundes Silberstück. Eine Zeit lang nahm er sogar den jungen Dwight in sein Haus, schickte ihn zur Schule und liess ihn allerlei kleinere Dienste verrichten. Der Knabe übte aber den Herrn Pastor gehörig in der Geduld. Der gute Mann wusste sich oft gar nicht mehr zu helfen. Der wilde Junge machte Possen zum Totlachen und doch musste man ernst und streng mit ihm sein.

Die Mutter verstand es am Besten, den Knaben zu erziehen. Von ihr hat er auch seine ersten religiösen Eindrücke erhalten. Die Trübsal hatte ihr Herz innig mit dem Heiland verbunden. Unter den schweren Sorgen, die sie oft zu erdrücken drohten, lernte sie ihre Bürde auf den Herrn zu werfen. Oftmals, wenn die Knaben streitsüchtig und widerspenstig waren und des drunter und drüber ging in der Haushaltung, zog sie sich ins Kämmerlein zurück und flehte zum himmlischen Vater um Weisheit und Geduld. Kam sie dann vom Gebete wieder, so waren die Kinder wie umgewandelt.

Sobald sie alt genug waren, mussten die Kinder am Sonntag ins Dorf zur Kirche gehen, dort wurde vormittags und nachmittags gepredigt und zwischenhinein Sonntagsschule gehalten. Die Kinder nahmen an allen drei Gottesdiensten teil. Die Mutter gab ihnen das Mittagessen mit, welches sie in der Zwischenzeit verzehrten. Auch später, als die grösseren Knaben während der

Woche auswärts ihr Brot verdienen mussten, kamen sie regelmässig am Sonnabend über den Sonntag heim und begleiteten die jüngeren Geschwister zur Kirche. Den Sonntagabend brachte dann die ganze Familie daheim zu. So verstand es die Mutter, ihre Kinder zusammenzuhalten. Die Sonntagsfeier bildete das Familienband.

Nach dem Abendessen sammelten sich die Kinder um die die Mutter, des Sommers unter einem der grossen Zuckerahornbäume des Gartens, wo die Mutter ihnen aus den Büchern vorlas, die sie von der Sonntagsschul-Bibliothek mitgebracht hatten. Da war es manchmal recht merkwürdig, wie gut die Geschichten auf das Betragen der Kinder passten. War Dwight etwa besonders trotzig und boshaft gewesen, oder hatte Georg einen Strauss mit ihm gehabt, und Samuel mit seinem Zwillings-Schwesterchen gezankt, so enthielt die Geschichte, welche am Sonntagabend vorgelesen wurde, gewiss irgendwelche Anspielung darauf. Die Kinder konnten freilich allemal nachher die anzüglichen Stellen schwerlich wieder finden, aber sie fanden die Bücher deshalb nicht weniger interessant. Und hatte Frau Moody nicht das Recht die Geschichten nach Bedürfnis für ihre Kinder auszuschmücken? Ob die Mutter aus dem eigenen Herzen oder aus dem Buche las, war am Ende den Kindern einerlei, wenn es nur passte.

Bei Tisch pflegte dei Mutter einen Bibelspruch vorzusagen oder einen Liedervers, den die Kinder im Chor wiederholen mussten. Selbstverständlich war der Tisch oft etwas kärglich besetzt. Denn obschon die Mutter Tag und Nacht arbeitete, wusste sie doch manchmal heute nicht, wo sie morgen das Brot hernehmen sollte. Trotzdem behielt sie immer ein fröhliches Herz und ein freundliches Angesicht, sodass die Kinder keinen Mangel spürten und sich nie unglücklich fühlten.

Doch musste auch diese gottselige Mutter erfahren, dass mit den Kindern die Sorgen wachsen. Einer ihrer älteren Söhne, der eine Stütze für sie hätte werden können, wurde störrisch und eigensinnig und lief eines Tages davon, in Amerika nicht gerade eine Seltenheit. Jahre lang hörte die Mutter nichts von diesem verlorenen Sohn. Der Kummer um ihn brach ihr fast das Herz. „Ich wollte ihn lieber tot wissen, als so zwischen Furcht und Hoffnung zu schweben“, seufzte sie manchmal, „vielleicht ist er krank oder leidet Mangel, oder er ist in schlechte Gesellschaft

geraten und ein Taugenichts geworden!“ Niemals konnte sie anders als unter Tränen von ihm reden. Nannte jemand seinen Namen, so ging's wie ein Schwert durch ihre Seele.

An stürmischen Winterabenden sassen die Kinder oft mit der Mutter im Halbkreis um das Kaminfeuer herum. Sie erzählte ihnen vom verstorbenen Vater, wie er ausgesehen, was er getan und geredet hatte, wie gut er gewesen sein, nur zu gut, sodass er an einem Freund viel Geld verloren und dadurch eben in Schulden geraten sei. Davon konnte die Mutter in aller Ruhe erzählen. Sobald jedoch die Rede auf den abwesenden Bruder kam, wurden die Kinder still, und der Mutter Stimme ward von Tränen erstickt. Eins ums andere zog sich dann mit einem schüchternen „gute Nacht“ in die Schlafkammer zurück. Da lagen sie oft noch lange wachend im Bett. Das Rauschen des Windes und die Traurigkeit liess sie nicht schlafen. Sie mussten an den Bruder denken, der jetzt vielleicht die Nacht irgendwo draussen zubrachte. Oder war er gar auf offener See, dem Sturm und den Wellen wehrlos ausgesetzt, während sie in warmen Betten lagen? Schwieg der Sturm für einen Augenblick, so konnten sie eine Stimme vernehmen, die jetzt wie sanftes Säuseln klang, dann wieder laut und lauter ertönte. Die Kinder hielten ihren Atem an und horchten, was das sei. Es war der Mutter Stimme, die für ihren verlorenen Sohn betete.

Am Morgen nach solchen Nächten pflegte sie dann etwa die Kinder aufs ziemlich entfernte Postbüro zu senden, um nachzufragen, ob kein Brief für sie gekommen sei. - Kein Brief von ihrem Sohne (was sie zwar niemals sagte). Aber die Kinder kamen immer ohne Brief zurück.

Nach langen Jahren, da die Witwe schon alt geworden war und ihre Haare sich bleichten, schritt an einem Sommernachmittag ein grosser Mann mit schwarzem Bart und wettergebräunten Wangen zur Gartentür herein. Da die Haustür offen stand, trat er in den Flur und schaute ins offene Zimmer hinein, als suchte er jemand angelegentlich.

„Treten sie ein“, rief ihm eine freundliche Stimme zu. Es war Frau Moodys Stimme, die sich erhob, um den Fremdling zu empfangen.

Doch der Mann blieb wie festgewurzelt stehen und brachte kein Wort über die Lippen. Nur dicke Tränen rollten über die gebräunten Wangen.

„Kommen Sie doch herein!“ wiederholte die freundliche Alte, die nicht ahnte, was diese Tränen zu bedeuten hätten.

„Nein, nein“, antwortete der Fremdling, „ich kann nicht hereinkommen, bis meine Mutter mir vergeben hat!“

„Mein Sohn, mein Sohn!“ rief die Mutter aus und schloss den bärtigen Mann in ihre Arme, der schluchzte wie ein Kind.

Nun weinte sie auch, aber nicht mehr vor Schmerz, wie die vielen Jahre lang, sondern vor Freuden, dass sie den Sohn wieder hatte, der verloren und wiedergefunden war.

Kapitel 2: Auf eigene Faust

Moody besuchte bis in sein 17. Jahr die heimatliche Schule, allerdings mit Unterbrechungen. Gelernt hat er dort nicht viel. Ein wenig Lesen und Schreiben, etwas Rechnen und Buchstabieren und dazu einige auswendig gelernte Stücke, waren der ganze Schulsack, den er mit ins Leben nahm. Daran war wohl teils die Schule, noch mehr aber der Junge selber schuld. Torheit steckte dem Knaben im Herzen, und die Disziplin scheint nicht gehörig gehandhabt worden zu sein. Sicher ist, dass Moody später das in der Jugend Versäumte nur mit Mühe nachgeholt hat.

In seinem 17. Jahr verliess der Junge die Heimat, um sein Glück in der Welt zu versuchen. Was ihm an Schulbildung fehlte, ersetzte einigermassen seine kräftige Konstitution, seine natürliche Lebhaftigkeit und ein starker Wille, der alle Schwierigkeiten zu überwinden versprach.

Zuerst begab er sich nach Clinton, wo einer seiner Brüder als Ladendiener arbeitete, als er aber dort keine ihm zusagende Beschäftigung fand, gings weiter nach Boston, dem Eldorado aller jungen Leute dortiger Gegend, die eine kaufmännische Laufbahn machen wollen.

In Boston – das war alles, was er von der Stadt wusste – lebte sein Onkel Samuel Holton. Derselbe hatte kurz vorher seine Schwester in Northfield besucht. Bei dieser Gelegenheit hatte der junge Moody ihn um eine Anstellung in seiner Schuhhandlung gebeten. Der Onkel aber, der den Wildfang nicht in eine Stadt zu nehmen wagte, wo die Versuchung an allen Ecken und Enden winkt, hatte die Bitte rundwegs abgeschlagen. Zum Trotz wollte nun der Junge seinem Onkel zeigen, dass er auch ohne seine Hilfe einen Platz in Boston finden könne. So erschien denn eines Tages, zu des Onkels nicht geringer Verwunderung, der Neffe von Northfield in seinem Laden, doch nicht um eine Anstellung zu suchen – bei Leibe nicht, das liess ihm sein Stolz nicht zu – sondern er meldete sich als ein Besuch vom Lande, mit einem

schönen Gruss von der Schwester Herrn Holtons an. Zum Glück hatte die Mutter noch einen anderen Bruder in der Stadt, namens Lemuel, der nahm dem jungen Neffen, auf und dieser begann nun auf eigene Faust die Stadt zu durchstöbern, um sich eine Stelle zu suchen.

Doch das Glück lächelte ihm nicht. Er roch noch allzusehr nach der Farm. Seine bäuerlichen Manieren und seine rauhe Sprache verrieten zu deutlich den Mangel an Erziehung. Auch kam er nicht besonders nobel daher, und zu allem Unglück wuchs ihm auch noch ein Geschwür im Nacken, sodass der stolze Junge gezwungen war, seine Aufwartungen gesenkten Hauptes zu machen, ein Umstand, der nicht gerade dazu beitrug, ihm das Wohlgefallen der Leute zu erwerben.

Eine ganze Woche war bereits verstrichen, niemand in ganz Boston wollte ihn. Er beschloss darum, den Staub von den Füssen zu schütteln und sein Glück in New York zu versuchen. Dorthin hätte er allerdings zu Fuss gehen müssen, denn seine paar Cents waren bereits ausgegeben und zu verkaufen hatte er nichts.

„Hast du den Onkel Samuel noch nicht gefragt, ob er dir keine Anstellung hätte?“ fragte Onkel Lemuel, als Moody ihm seinen Entschluss mitteilte.

„Nein“, erwiderte der Junge, immer noch trotzig: „Er weiss ja, dass ich eine Stelle suche, er kann mir helfen, wenn er will.“

„Siehst du“, sagte der Onkel, „dein Eigenwille steht dir eben im Weg. Dein Mut ist lobenswert, aber ein wenig Bescheidenheit dazu stünde dir nicht übel an. Ich bin fest überzeugt, dass Onkel Samuel dir gerne helfen würde, wenn du nur ein bisschen mehr geneigt wärst, die von anderen Leuten leiten zu lassen, die älter und erfahrener sind als du.“

Moody war bereits müde genug geworden, um diesen Rat des Onkels zu beherzigen. Wirklich empfing ihn Onkel Samuel recht freundlich und bot ihm unter folgenden Bedingungen eine Ladendienerstelle in seinem Geschäfte an: Erstens müsse er Kost und Logis dort nehmen, wo sein Onkel ihn hinweise, zweitens dürfe er abends nicht ausgehen ohne Erlaubnis des Onkels und nur dahin, wo er es ihm ausdrücklich gestatte, drittens müsse er regelmässig die Mount Vernon Kirche und die Sonntagsschule besuchen, und endlich habe er überhaupt in allen Dingen dem Onkel strikten Gehorsam zu leisten.

Herr Holton wusste wohl, warum er seinem Neffen solche Bedingungen stellte. Er selbst war einst auch als Jüngling nach Boston gekommen und hatte sich nur durch treue Pflichterfüllung zu der schönen Stellung emporgearbeitet, die er jetzt einnahm. Er wusste auch wohl, wie viele junge Leute zu Grunde gehen, weil ihre Prinzipale sich durchaus nichts um sie kümmern, deshalb wollte er den jungen Moody gleich von Anfang an auf gute Wege bringen, in der Hoffnung, derselbe werde dann von selbst die einmal eingeschlagene Richtung beibehalten. Als langjähriges Mitglied der Mount Vernon Kirche aber wusste er, dass die jungen Leute dort gut aufgehoben seien.

Moody unterwarf sich den gestellten Bedingungen. Bei einer einfachen christlichen Familie fand Onkel Samuel ein Unterkommen für ihn und bezahlte ihm vorerst nur einen geringen Lohn, jedoch mit dem Versprechen, dass ihm je nach seinen Leistungen aufgebessert werden sollte.

Der junge Mann lebte sich rasch ein in seinen Beruf und bewies grossen Eifer in rastloser Arbeit. Gewöhnlich pflanzte er sich im Laden zunächst der Türe auf und fing so in der Regel die Kunden ab, zum nicht geringen Ärger seiner Kollegen. Er hielt dies eben für das beste Mittel, um das Geschäft recht bald zu erlernen. Und wirklich, nach dreimonatiger Lehrzeit verkaufte er schon mehr Schuhe, als irgend einer der anderen Angestellten. Moody sah das Geschäft als einen Kampf ums Dasein an, aus welchem als Sieger hervorgehen müsse, wer den härtesten Kopf und den schärfsten Witz zur Verfügung habe. In das bedächtige Wesen seines Onkels konnte er sich nie recht finden. Wie einst mit der Sense ins Kleefeld, so stürzte er sich jetzt ins Geschäft und mähte alles vor sich nieder, was ihm in den Weg kam. Beleidigte jemand sein Ehrgefühl, so konnte er gewaltig aufbrausen, doch war der Sturm auch bald wieder vorbei.

Es brauchte also gewiss viel Gnade, um aus diesem Jüngling einen Gottesmann zu machen, aber die Fortsetzung wird zeigen, dass bei Gott kein Ding unmöglich ist.

Kapitel 3: Erwachendes Leben

Die Mount Vernon Gemeinde in Boston war eine der bedeutendsten unter den orthodoxen Kongregationalisten-Gemeinden von Nordamerika.[4] Kongregationalisten nennt man in England und Nordamerika die freien Gemeinden streng reformierten Bekenntnisses. Ihr Kirchenbegriff ist der denkbar einfachste, weil er unmittelbar aus der Schrift geschöpft ist. Er lautet: „Wo zwei oder drei, die gläubig sind, sich von der Welt trennen und sich zu einer Gemeinschaft des Evangeliums verbinden, da ist eine Kirche." Jede Gemeinde ist selbständig und wird weder vom Staat noch von einer Kirchenbehörde regiert.

Die Gemeinde in Boston wurde damals von einem bedeutenden Prediger namens Dr. Kirk bedient. Es war das ein Glück für den jungen Moody, denn nicht der erste beste Prediger hätte dem ziemlich anspruchsvollen Jüngling genügt. Ein gewöhnlicher Mann hätte ihm keinen Respekt eingeflösst. Er hätte ihn kritisiert und sich über seine Fehler lustig gemacht. An Dr. Kirk aber fand Moody einen Mann, der ihm imponierte, und so setzte er sich bescheiden zu seinen Füssen und lernte von ihm.

Der 17-jährige Bursche musste aber auch noch zur Sonntagsschule gehen. Man denke, welche Demütigung das bei uns für junge Leute dieses Alters wäre! Moody unterzog sich dieser Demütigung um so williger, als dergleichen in Amerika nichts so Ungewöhnliches ist. Es existiert eben dort nicht die unselige Meinung, wie bei uns, dass mit dem sechzehnten Jahr der biblische Unterricht aufhören müsse. In diesem Alter fangen dort manche erst recht damit an, was auch bei uns sehr zu

---

4 *Die Mount Vernon Church existierte von 1844 bis 1891 in Beacon Hill und von 1892 bis 1977 in Back Bay, das sind zwei historische Quartiere in Boston. Die Kirchgemeinde gab sich 1842 ein Glaubensbekenntnis ("The Confession of Faith and Covenant of the Mount Vernon Congregational Church in Boston, Mass."). Die Gemeinde war bis 1970 unabhängig. Die Restgemeinde schloss sich der Old South (Third) Church in Copley Square, Boston, an. Das Kirchengebäude wurde 1977 durch ein Feuer zerstört. Die Akten der Kirchgemeinde werden in der Congregational Library in Boston aufbewahrt.*

empfehlen wäre. Die Sonntagsschulen werden dort in verschiedene Klassen eingeteilt und die älteren Schüler bilden dann eine Bibelklasse für sich. Der Klasse, in welcher Moody Aufnahme fand, stand ein Herr Eduard Kimball vor. Dieser hatte es zuerst recht schwer mit dem neuen Schüler, es war ihm nicht möglich, sein Interesse zu gewinnen. Der Jüngling langweilte sich offenbar grausam und konnte kaum das Ende der Stunde abwarten. Doch siehe, eines sonntags, als die Lektion von Mose handelte, passte Moody wirklich auf, sein Interesse ward immer grösser, bis er endlich den Lehrer zum erstenmal mit einer Frage diunterbrach. „Dieser Moses muss doch, nicht wahr, ein recht netter Mann gewesen sein?“ fragte er.

Wie froh war Herr Kimball, endlich einmal ein Lebenszeichen zu erblicken an seinem Schüler, der für alles Geistliche bisher wie tot geschienen hatte. Er benützte die Frage als Anknüpfungspunkt und gewann des Jünglings Zutrauen bald. Noch fühlte aber Moody bei aller Zuneigung zu seinem Lehrer eine Abneigung gegen die Sonntagsschüler und gegen die Gemeindeglieder. Er konnte sich nicht recht in diese frommen, reichen Leute finden, deren Benehmen ihm viel zu gezwungen vorkam. Die jungen Leute trugen gute Kleider und hatten immer Geld genug. Ihm fehlte beides und das erbitterte ihn. Er hielt diese Reichen alle für hochmütige Tröpfe, vergass aber ganz, dass der Ärger über die Vorgänge anderer erst recht den beleidigten Stolz verriet, der in seinem eigenen Herzen steckte.

Trotz alledem arbeitete der Geist Gottes an ihm. Unter der klaren und liebevollen Predigt seines Pfarrers und der Belehrung, die er in der Sonntagsschule erhielt, begann Moodys Herz zu schmelzen. Herr Kimball, dem das nicht entging, besuchte ihn eines Tages im Geschäft. Freundlich legte er seine Hand auf die Schulter des jungen Commis und fragte ihn, ob er nicht sein Herz dem Heiland schenken wolle. Diese Frage weckte Moody vollends auf. Er begann den Herrn mit ganzem Ernst zu suchen, und es ging nicht lange, so hatte er die Gewissheit der Vergebung seiner Süden der Gotteskindschaft erlangt. Oft hat Moody später gefragt: „Ich kann die Berührung von jenes Mannes Hand noch jetzt auf meiner Schulter spüren.“

Denselben Eifer, wie bisher im Geschäft, wollte der tatendurstige Jüngling jetzt auch in seinem Christentum beweisen. Er griff das anfangs ein wenig ungeschickt an, wenigstens nach dem Urteil

der höchst nüchternen Leute der Gemeinde. Er erlaubte sich nämlich öfters in den Versammlungen das Wort zu ergreifen, wobei er dann erzählte, was Gott an seiner Seele getan, ja er fügte dem Zeugnis zuweilen sogar noch etliche nicht eben schmeichelhafte Worte der Ermahnung bei. Was das Schlimmste war, der junge Mensch wollte es auch gar nicht merken, wie missfällig sein Reden den Leuten war, trotzdem sie es auf unmissverständliche Weise durch Husten und Scharren kundgaben.

Einer guten Dame ging endlich der Geduldsfaden aus. Sie begab sich zu Herrn Holton und bat ihn, er möchte doch dem jungen Eiferer befehlen, das Maul zu halten, so lange er nichts Besseres wisse. Der Onkel fand aber, das sei ja schön, dass sein Neffe in so kritischer Gesellschaft seinen Glauben an den Heiland bekennen dürfe, er wenigstens möchte es ihm nicht wehren.

Moody wünschte nun auch als Glied in die Gemeinde aufgenommen zu werden. Der Aufnahme geht in jenen Gemeinden eine Prüfung durch die Diakone voraus. Die Vorsteher der Mount Vernon Kirche nahmen es dabei ziemlich genau. Sie forderten nicht nur, dass der Aufzunehmende gläubig sei, sondern dass er auch wisse, was er glaube. Dem jungen Moody konnten sie nun zwar den Glauben nicht absprechen: Da er ihnen aber manche Antwort auf ihre Fragen schuldig blieb und dadurch nach ihrer Ansicht einen bedenklichen Mangel an Erkenntnis an den Tag legte, verwiesen sie ihn einstweilen noch aufs Warten. Doch fielen ihre Bedenken allmählich dahin, besonders da Moodys Tante, Frau Holton, bezeugen konnte, dass der Jüngling sich eines christlichen Wandels befleissige. Als er daher nach einem halben Jahr seine Anmeldung erneuerte, wurde er endlich aufgenommen. Die Diakone werden gefunden haben, ein treues Glied mit mangelhafter Erkenntnis sei am Ende doch noch besser, als ein Mensch, der alles weiss, aber nicht danach tut.

Einige Jahre später besuchte Dr. Kirk sein früheres Gemeindeglied in Chicago und predigte auf dessen Kanzel. Als er wieder nach Boston zurückkehrte, sagte er der Gemeinde: „Da bin ich nun bei diesem jungen Moody gewesen, den wir seinerzeit wegen seiner mangelhaften Erkenntnis kaum glaubten in unsere Gemeinde aufnehmen zu dürfen. Und jetzt wüsste ich keinen Mann im Westen der Vereinigten Staaten, der einen

grösseren und gesegneteren Einfluss ausübte als eben dieser Moody. Wir, die wir uns einst weit über ihn erhaben dünkten, müssen uns nun schämen vor ihm.“

Seinem Sonntagsschullehrer, Herrn Kimball, der das Werkzeug zu seiner Bekehrung geworden war, ist Moody allezeit dankbar geblieben. Ja, wunderbarer Weise durfte er später das Mittel zur Erweckung und Bekehrung einer Tochter und eines Sohnes dieses seines früheren Lehrers werden. Über letzteren Fall wird folgendes erzählt.

Als Moody nach Jahren einmal in Boston predigte, kam am Schluss des Gottesdienstes ein junger Mann auf ihn zu und stellte sich ihm vor als Sohn des Herrn Kimball. Moody freute sich sehr, fragte ihn aber gleich, ob er auch in die Fussstapfen seines Vaters getreten sei. Der Jüngling verneinte es.

„Wie alt sind Sie?“ fragte Moody.

„Siebzehn Jahre alt“, antwortete er.

„Gerade so alt, wie ich war, als Ihr Vater mich zum Heiland führte, und merkwürdigerweise sind es heute genau siebzehn Jahre, dass dies geschah. Nun möchte ich Ihrem Vater eine Dankesschuld abzahlen und Sie, seinen Sohn, auch zum Heiland führen.“

Der Jüngling war tief bewegt. Moody ging mit ihm bei Seite und betete mit ihm. Bald darauf erhielt er einen Brief von Herrn Kimball, worin dieser ihm mitteilte, sein Sohn habe Frieden gefunden im Glauben an Jesus Christus.

Wir müssen aber noch einmal zu Moodys eigener Jugendzeit zurückkehren und finden da, dass er nach seiner Aufnahme in die Gemeinde den ruhigen und gebildeten Gliedern derselben nicht etwa sympathischer geworden war. Das Verlangen, sich nützlich zu machen, brannte wie ein Feuer in seinen Gebeinen, und wie ein Feuer nicht nur Licht und Wärme, sondern auch Rauch erzeugt, so machte auch der junge Mann in seinem Eifer mancherlei Verstösse, um so mehr, als noch viel eigenes Feuer in ihm war. So meinte er z. B., er müsse jedesmal reden oder beten in den Versammlungen. Selbst der geduldige Dr. Kirk sah sich genötigt, ihm hie und da einen Dämpfer aufzusetzen.

Leider verstand aber weder der Pastor noch die Gemeinde, den Eifer des jungen Mannes in die richtige Bahn zu lenken. Selbst

die amerikanischen Kirchen, denen man doch so gerne Übertriebenheit vorwirft, befanden sich zu jener Zeit in einem äusserst ruhigen Stadium. Niemand hatte es eilig, weder mit der Rettung des Verlorenen, noch mit der Heiligung der Gläubigen. Man tröstete sich, die Bekehrung der Menschen sei Gottes Werk, und Gottes Mühlen mahlen langsam; es werde alles von selbst gut kommen zu seiner Zeit.

Moody glaubte im Gegenteil schon damals, man müsse in das Reich Gottes mit Gewalt hineindringen und sein Kommen durch eigene Anstrengung beschleunigen. So lange er darum noch in der ruhigen Mount Vernon Gemeinde war, kam er sich vor wie ein gefangener Vogel. Die Gemeindeordnung, über die hinaus nichts getan werden durfte, hinderte ihn überall. Die Leute fühlten sich wohl im gewohnten Geleise, mehr wollten sie nicht. Kein Wunder, dass er sich sehnte nach einem Platz, der seinem Unternehmungsgeist mehr Spielraum bieten würde, und da er hörte, dass im Westen auch im geschäftlichen Leben viel mehr Aussicht auf rasches Vorwärtskommen sei, richtete er seinen Blick dorthin.

Kapitel 4: In Chicago

Im September 1855 verliess der junge Moody Boston und reiste nach Westen. In Chicago fand er bald nach seiner Ankunft wieder eine Stelle als Verkäufer in einer grossen Schuhhandlung. Er war dem Eigentümer des Geschäfts, Herrn Wiswall, empfohlen worden, machte aber aus diesen zuerst um seines ungeschliffenen und ungestümen Wesens willen gar keinen guten Eindruck. In kurzer Zeit erwarb er sich jedoch das volle Zutrauen seines neuen Herrn. Sein rasches, lebhaftes Auftreten machte ihn bald beliebt bei der etwas rohen Bevölkerung, und wenn Leute in den Laden kamen, mit denen die anderen Angestellten nichts anzufangen wussten, wies man sie nur Moody zu. Der wurde gewiss fertig mit ihnen. Es machte ihm Freude, gerade mit den schwierigsten Kunden sich abzugeben. Grosses Geschick in Gewinnung neuer Kunden wir ihm von seinem damaligen Prinzipal nachgerühmt. Er sei ein Verkäufer erster Klasse gewesen und habe seine Ehre darein gesetzt, im Ladenjournal täglich die längste Liste verkaufter Waren eingetragen zu haben und zugleich mit dem höchsten Gewinn, er sei mit einem Wort ein ebenso eifriger Kaufmann gewesen, wie er nachher ein unermüdlicher Menschenfischer war.

Moody zeigte sich übrigens schon damals als ein eifriger Christ. Einige der Angestellten schliefen im Geschäftshaus, was für sie eine Vergünstigung und für das Geschäft ein Vorteil war. Unter diesen befand sich auch Moody, der gerne jede Gelegenheit benützte, wo er sich etwas ersparen konnte. Nach Feierabend pflegten nun diese jungen Leute den Laden in einen Sprechsaal zu verwandeln. Es fanden sich aus benachbarten Geschäften noch eine Anzahl Kollegen ein, und diese jungen Leute hielten miteinander Diskussions-Abend ab über politische und religiöse Fragen. Das war jedenfalls eine nützlichere Übung als das Biertrinken, das die Hauptbeschäftigung so vielen jungen Leute an den Abenden ausmacht.

Die Sklavenfrage stand damals in Amerika auf der Tagesordnung. Die öffentliche Meinung war geteilt in für und wider die Sklaverei. Moody trat an den Diskussions-Abenden mit grossem Nachdruck für die Abschaffung der schmachvollen Institution ein, während einige seiner Kollegen für die Südstaaten Partei nahmen, die bekanntlich die Sklaverei beibehalten wollten. Da gerieten dann die jungen Leute oft recht hitzig aneinander. Es war gut, dass sie keine anderen Zuhörer als Schuhschachteln hatten. Die Gegenwart des Portiers, selbst ein Schwarzer,[5] der früher Sklave gewesen war und mit herzbeweglicher Beredsamkeit das Los seiner Brüder schilderte, verlieh diesen Disputationen einen besonderen Reiz.

Unter den theologischen Fragen musste besonders oft die Erwählung herhalten. Moody war ein entschiedener Calvinist, glaubte also an die Erwählung. Sein Hauptgegner in diesem Punkt war der junge Wiswall, ein Methodist, der den freien Willen des Menschen verteidigte. Die beiden jungen Heisssporne mussten aber dasselbe erfahren, was vor ihnen schon so viele, dass nämlich in dieser Frage keine Einigung zu erzielen ist, so lange man, was die Bibel in ihrer Weisheit nicht tut, göttliche Erwählung und menschlichen Willen einander gegenüberstellt, während doch Gott in Seinem ewigen Ratschluss auch diesen vorgesehen und einbeschlossen hat.

Nicht minder erwärmten sich die jungen Leute in ihren Debatten über die Vergnügungen. Moody war Puritaner, oder, wie wir sagen würden, Pietist. Er hasste also folgerichtig das Theater, Billard- und Kartenspiel samt all derartigem Zeitvertreib. Ja, einer seiner Kollegen erzählt uns, dass Moody eines abends, als er aus einer Versammlung kam und die jungen Leute im Laden beim Schachspiel traf, kurzweg das Schachbrett ergriff, es in Stücke schlug und ehe nur jemand ein Wort dazu sagen konnte, auf seine Knie fiel und zu beten begann.

Trotz dieser heftigen Opposition gegen alle zeitverschwendenden Vergnügungen war der junge Mann aber keineswegs ein Duckmäuser. Er hatte grosse Freude an körperlichen Kraftübungen, konnte auch herzlich lachen, wenn ihm ein lustiger Streich gelang, und nahm es auch nicht übel, wenn seine Kollegen ihm hie und da einen Schabernack spielten.

---

5 *Im Original wird der Ausdruck „Neger“ verwendet.*

Bald nach seiner Ankunft in Chicago schloss sich Moody auch dort einer Kongregationalisten-Gemeinde an und begann bald eine kleine Missionstätigkeit. Er mietete nämlich, anstatt nur einen, gleich vier Plätze in der Kirche und machte es sich zur Aufgabe, dieselben jeden Sonntag mit jungen Leuten zu füllen. Auch erlaubte er sich bald in den zu gemeinsamer Erbauung bestimmten Versammlungen das Wort zu nehmen, und redete auch hier wieder so frisch von der Leber weg, dass er bald ähnlichen Unwillen hervorrief wie vorher in Boston.

Moody hatte eben nie etwas von Talleyrands berühmtem Grundsatz gehört, laut welchem die Sprache dazu da ist, um die Gedanken zu verbergen. Wie Antonius redete er nur gerade heraus. Oft war eine Schärfe in seinen Reden, die nicht jedermann schmeckte. Ja in seinen Gebeten verwendete er zuweilen Ausdrücke, die nicht eben schmeichelhaft klangen. Es ging nicht lange, so erteilte man ihm auch in Chicago den gleichen Rat wie in Boston, nämlich er möchte doch das Reden und öffentliche Beten anderen Leuten überlassen, die das besser könnten, als er.

Teils deswegen, teils auch, weil eine Kirche allein ihm nicht genug Spielraum bot, begann er jetzt noch eine Sonntagmorgen-Klasse der ersten Methodisten-Kirche der Stadt zu besuchen. Hier schloss er sich einer „Missionsbande“ von jungen Leuten an, die ihr Vergnügen darin fanden, am Sonntagmorgen die Wirtschaften und Hotels abzusuchen, dort Traktate zu verteilen und die Gäste zum Gottesdienst einzuladen.

Gleichwohl blieb er seiner eigenen Gemeinde treu und füllte regelmässig seine vier Kirchenstühle mit jungen Männern an. Auch an der Sonntagsschule nahm er regen Anteil. Zum Schüler war er freilich jetzt zu alt, zum Lehrer aber schienen ihm die nötigen Gaben zu fehlen, aber in der Rekrutierung neuer Schüler leistete er das Äusserste. Dazu wurde er durch folgenden Umstand geführt. Er anerbot sich dem Leiter einer kleinen Sonntagsschule als Monitor.[6] Dieser antwortete ihm, er haben schon jetzt mehr Lehrer als Schüler, erlaubte ihm aber, eine neue Klasse in seiner Schule zu bilden, falls es ihm gelinge, neue Schüler zu bekommen. Folgenden Sonntags erschien der junge Moody mit nicht weniger als 18 Jungens, sämtlich barfuss und in

6 *Aufseher*

schmutzige Lumpen gehüllt, aber jeder von ihnen hatte doch, wie der neue Lehrer triumphierend bemerkte, eine unsterbliche Seele, die gerettet werden sollte.

Kapitel 5:
Eine originelle Sonntagsschule

Baumeister Stillson von Rochester, Ältester einer dortigen Gemeinde, erstellte zu jener Zeit das Zollgebäude in Chicago. An den Sonntagmorgen pflegte dieser Herr nicht auf der faulen Haut zu liegen, er zahlte aber auch nicht dann erst die Arbeiter aus – das besorgte er am Samstagabend – sondern am Sonntagmorgen konnte man ihn mit einer vollen Tasche die Schiffe besuchen sehen, um den Matrosen Traktate und Testamente zu verteilen. Zuweilen hielt er auch auf dem Dorf eines Schiffes oder an einer Strassenecke eine kleine Versammlung ab. Eines schönen Sonntagmorgens begegnete ihm ein kräftig gebauter, freundlich aussehender, junger Mann, der sich ebenfalls mit der Verteilung von Traktaten beschäftigte. Die beiden schlossen sogleich Freundschaft miteinander, und nachdem sie den Morgen in gemeinsamer Missionsarbeit verbrachten, bat der junge Mann Herrn Stillson um die Erlaubnis, auch ferner mit ihm in dieser Weise zu arbeiten zu dürfen. Er möchte so gerne etwas für Christus tun, wisse es aber nicht recht anzustellen. [J. B.] Stillson willigte gerne ein, und von jetzt an durfte der junge Moody unter seiner väterlichen Leitung die Schiffe, Spitäler und Gefängnisse besuchen, und in die Hütten der Armen und Verlassenen eintreten. Während jenes Sommers rekrutierten die beiden Männer nicht weniger als zwanzig Sonntagsschulen!

Nicht lange danach unternahm Moody eine eigene Mission. Er mietete eine leere Wirtschaft zur Einrichtung einer neuen Sonntagsschule und für Versammlungen an Wochenabenden. Wie bitter nötig ein derartiges Unternehmen im dortigen Stadtteil war, ergibt sich aus der unglaublichen Tatsache, dass wenn Moody auf die steinernen Stufen der alten Markthalle neben seinem Lokal trat, seine Stimme in 200 Kneipen gehört werden konnte. Dort wimmelte es von jungen „Barbaren“ - und das waren ja gerade die rechten Schüler für unseren Moody. Er ahnte,

dass sein Beruf der des Meisters sei, nämlich zu suchen und zu retten, was verloren ist.

Chicago barg damals ein wahres Sodom in seinen Mauern. Am Ufer des Michigansees, „auf dem Sand“ lagerte die Stadt ihren Auswurf ab, den moralischen Auswurf der Gesellschaft meinen wir. Männer und Frauen, die zu tief gefallen waren, um sich anderswo wohl zu fühlen, liessen sich „auf dem Sand“ nieder. Jede Anordnung und selbst Verbrechen, die man in den anderen Stadtteilen streng bestraft hätte, wurden dort als selbstverständlich geduldet. Für anständige Leute war es nach Einbruch der Dunkelheit geradezu gefährlich, jenes Quartier zu passieren.

Dorthin aber wandte sich Moody, um Schüler für seine Sonntagsschule anzuwerben. Ein schwierigeres Arbeitsfeld konnte man sich kaum vorstellen – für ihn ein Grund mehr, gerade dorthin zu gehen. Wie es ihm eine Freude war, im Handel mit den gröbsten Leuten zu verkehren, so bereitete es ihm nicht weniger Vergnügen, die ärgsten Sünder zu Christus zu führen. Er hatte jetzt seinen Mangel an Bildung erkennen und bereuen gelernt. Aber dieser Mangel hinderte ihn nicht in der Arbeit an den Verkommensten. Hier durfte er frisch von der Leber weg reden, ohne fürchten zu müssen, jemand durch seine ungebildete Ausdrucksweise zu beleidigen.

Sein bisher bewiesenes Geschick in der Rekrutierung von Sonntagsschulen wurde freilich „auf dem Sand“ auf eine harte Probe gestellt. Es war nicht leicht, das Zutrauen von Kindern zu gewinnen, die von Liebe keine Ahnung hatten, sondern nur den Kampf ums Dasein mit Rippenstössen und Faustschlägen kannten. Diese Kinder sahen jeden, insbesondere jeden ordentlich gekleideten Menschen mit grossem Misstrauen an. Dass jemand es mit ihnen gut meinen könnte, ging über ihren Horizont. Von einer Sonntagsschule hatten sie erst recht keinen Begriff, eine trockene Einladung zu derselben wäre also fruchtlos geblieben. Ebensowenig hätte hier das Verteilen von Traktaten und Testamenten genützt, denn diese verwahrlosten Kinder konnten ja nicht lesen. Die Liebe macht aber erfinderisch, und Moody sann auf List. Alle Kinder haben Süsses gern, dachte er, ging hin und kaufte eine grosse Portion Zucker. Mit seinen Taschen voll „Missionszucker“ und einem Herzen voll Eifer und Liebe unternahm er nun seinen Feldzug „auf dem Sand“.

In kurzer Frist war Moody der populärste Mann im ganzen Quartier. Zuerst liefen die Kleinen scheu davon, als er sich ihnen näherte, aber ein hingeworfenes Stück Zucker brachte sie bald zurück. Was keine Überredungskunst vermocht hätte, bewirkte hier ein bisschen Süssigkeit. Moody war bald jedem Kind seinem Missionsdistrikt bekannt, und durch die Kinder lernten ihne auch die Eltern kennen.

Die Kinder hatte er jetzt. Aber was fängt ein junger Mann mit einem wilden Korps von dieser Gattung an, zumal wenn er wie Moody, ohne alle Bildung ist? Wie sollte er Sonntagsschule halten, der selbst noch nicht einmal seine Bibel geläufig leben konnte? Unter einer richtigen Sonntagsschule versteht man in Amerika eine geräumige Halle mit bequemen Bänken, die Wände mit Landkarten, biblischen Bildern und Sprüchen geziert. Dazu kommt ein Klavier oder Harmonium und eine Bibliothek im Wert von etlichen hundert Dollar. In der Regel wird so eine Sonntagsschule auch von ihren Freunden aufs Freigebigste unterstützt, sodass an die Schüler Bilder und Blätter, sogar Preise, an die Lehrer und Lehrerinnen „Sonntagsschul-Magazine“ und dergleichen verschenkt werden können, nicht zu reden von dem Luxus, mit dem manches Sonntagsschul-Gebäude ausgestattet ist.

Unserem Moody stand nichts Derartiges zur Verfügung. Er selbst war arm und hatte damals noch keine reichen Freunde. Dafür aber besass er eine besondere Begabung, mit Kindern umzugehen, vor allem eine fast mütterliche Liebe. Nie sah man ihn glücklicher, als wenn er sich unter einem Haufen Knaben und Mädchen bewegte. Unter ihnen wurde er selbst zum Kind und verstand es, durch Teilnahme an ihren oft recht wilden Spielen ihr Zutrauen zu erwerben.

Ein glücklicher Zug in Moodys Wesen war es stets, dass er nie meinte, alles alleine machen zu müssen, sondern dass er es verstand, passende Gefährten zu finden. In der Person seines väterlichen Freundes Stillson stand ihm bereits ein Helfer zur Seite. Nun musste er noch jemand haben, der singen konnte. Denn diese Kunst geht Moody gänzlich ab, obschon in keinen Versammlungen mehr gesungen wird, als in den seinigen. Gesang, das wusste er, war das sicherste Mittel zur Bezähmung der wilden Bengel, die er seine Schüler nannte. Damals hatte er nun freilich noch keinen Sankey zur Verfügung: Aber doch einen Trudeau fand er, der sich um Gesanglehrer seiner Schüler

eignete. Diese drei Männer nun, Moody, Stillson und Trudeau, hatten alle Hände voll zu tun, um unter der in der alten Schnaps-Boutique zusammengepferchten Herde einige Ordnung zu schaffen. Diesen Jungen war das Faustrecht angeboren, dass sie – auch während der Sonntagsschule – wacker übten nach Dichters Wort: „Im Leben gilt der Stärke Recht, dem Schwachen trotzt der Kühne.“ Solche Rechtsbegriffe mit ihren handgreiflichen Folgen von ausgerupften Haaren und blauen Augen werden, zumal einer Schar ungezogener amerikanischer Jungens, nicht in einem Tage abgewöhnt. Allmählich durchbrach aber der Sauerteig des Evangeliums selbst den „Sand“, und es wurde wenigstens während der Sonntagsschule Waffenstillstand geübt.

Moodys Werk nahm bald in erfreulicher Weise zu. Für die Sonntagsschule bedurfte es eines grösseren Raumes. Sie wurde mit Erlaubnis des Bürgermeisters in die Nord-Markthalle verlegt. Diese Halle wurde gewöhnlich an den Samstagabenden als Tanzsaal benützt, sie musste also, bevor der Sonntag anbrach, immer zuerst von Bier- und Tabakresten gereinigt werden, sowie von dem Sägemehl, mit dem der Boden zu Gunsten der Tänzer bestreut worden war. Moody besorgte das mit Hilfe einiger Freunde. Der Raum enthielt keine Bänke für die Kinder. Entweder mussten sie stehen, oder sich auf die Erde setzen. Bald aber bildete sich ein Finanz-Komitee, das durch Kollekten die Mittel für Bestuhlung aufbrachte.

Ein gewisser Herr Farwell zeigte sich besonders freigebig für diesen Zweck. Moody begnügte sich aber nicht damit, Geld von ihm erhalten zu haben, sondern bat ihn, einmal seine Sonntagsschule in Augenschein zu nehmen. Hr. Farwell erschien auch wirklich gleich am folgenden Sonntag, um die Schule zu inspizieren. So etwas hatte der Mann noch nie gesehen. Alle seine Vorstellungen von dem, was eine Sonntagsschule sein soll, wurden hier auf den Kopf gestellt. Er glaubte sich in jene Zeiten Israels versetzt, wo „ein jeder tat, was ihn recht däuchte.“ Die Bestuhlung fehlte noch. Ein Teil der Schüler lehnte sich also an die Wand, die anderen sassen in wirrem Durcheinander auf der Erde. Dort machte einer einen Sprung über seinen Kameraden hinweg, ein anderer schlug einen Purzelbaum, während einige zusammen fochten und wieder andere sich im Pfeifen übten. Dort rief ein Junge Zeitungen zum Verkauf aus, ein Schuhputzer bot seine Dienste an, während Herr Stillson mit einer Gruppe in der

Bibel las, Herr Trudeau mit anderen ein Lied einübte und Herr Moody eine Rede hielt. Einen Augenblick trat Stille ein, als der neue Ankömmling, Herr Farwell, auf Herrn Moodys Drängen einige Worte an die Schüler richtete. Wie erschrak er aber, als Moody ihn nach seiner Jungfernrede zum Vorsteher der Sonntagsschule ausrief und die Rangens[7] diese Ernennung mit einem Hurra feierten.

Die merkwürdige Schule wurde allmählich stadtbekannt. Es fanden sich Leute ein, die willig warne, Klassen zu übernehmen, deren es bald an die achtzig gab, da auch die Schülerzahl beständig wuchs. Das Wachstum kam freilich nicht von selbst. Moody und Stillson widmeten ihre ganze freie Zeit an den Wochenabenden und sonntags dem Aufspüren neuer Schüler und scheuten sich nicht, zu diesem Zweck auch die Kellerwohnungen abzusuchen.

Als Lehrer boten sich freilich auch solche an, die nicht das Zeug dazu hatten. Moody fand ein wirksames Mittel, sich solcher Leute zu entledigen. Er führte die Ordnung ein, dass jeder Schüler das Recht hatte, beim Vorsteher um Versetzung aus einer Klasse in eine andere einzukommen. War das Gesuch begründet, so wurde demselben entsprochen. So kam es, dass untaugliche, langweilige Lehrer von selbst überflüssig wurden, weil sie keine Schüler mehr hatten.

Moodys Streifzüge „auf dem Sand“ zur Gewinnung neuer Schüler brachten ihn nicht selten in Lebensgefahr. So stürzte sich, als er eines Sonntagmorgens einige katholische Familien besuchte, ein grosser Mann, der ihm längst den Tod geschworen hatte, mit einem Knüttel[8] bewaffnet auf ihn los. Moody floh, sein Verfolger hinter ihm her, ermutigt von seinen Freunden, während dem Verfolgten niemand beizustehen wagte. Dieser entkam aber mit Gottes Hilfe durch die Schnelligkeit seiner Füsse, die ihm schon oft zu statten gekommen war. Die Gefahr, in der er geschwebt, hinderte ihn aber nicht, am folgenden Sonntag wiederzukommen, und durch seine Geduld und Freundlichkeit entwaffnete er endlich seinen Feind.

Auch die armen Kinder hatten zuweilen zu leiden, weil sie seine Sonntagsschule besuchten. Ein Vater, ebenfalls ein Katholik und

---

7 *lebhafte Kinder*

8 *Knüppel*

dazu ein Trunkenbold, belohnte seinen Knaben regelmässig mit einer Tracht Prügel, wenn er aus der Sonntagsschule nach Hause kam. Der Knabe liess sich das eine Zeitlang gefallen ohne ein Wort davon verlauten zu lassen. Endlich erzählte er es seinem Lehrer und fragte ihn um Rat. Moody riet ihm, einen mitzunehmen, der stärker sei, als er. Der Knabe merkte, wie das gemeint sei, und als er nach Hause kam und der Vater ihn an der Tür erwartete, um ihm die gewohnte Portion zu geben, sagte sein Sohn zu ihm: „Lieber Vater, du bist sonst immer gut gegen mich. Nur am Sonntag, wenn du betrunken bist, schlägst du mich. Es ist also nicht mein Vater, sondern der Schnaps, der mich schlägt."

Nun war der Vater erst recht erbittert und fiel wütender als je über den Knaben her: Aber es war das letzte Mal. Von da an konnte sein Sohn ungehindert die Sonntagsschule besuchen. Dafür wollte sich nun aber der ältere Bruder des Knaben an Moody rächen und drohte ihn durchzuprügeln. Bevor jedoch seinen Vorsatz ausführen konnte, wurde er gefährlich krank. Einige von den Lehrern der Sonntagsschule kamen, ihn zu besuchen und wachten abwechselnd an seinem Lager. Auch Moody brachte eine ganze Nacht an seinem Bette zu. Der junger Mann erlangte seine Gesundheit wieder, blieb aber seinem Wohltäter die drohten Prügel schuldig.

Ein andermal fand Moody auf seinen Streifzügen des Samstagabends in einem Haus einen Krug voll Schnaps, den einige Männer gekauft hatten, um am Sonntag ein Gelange anzustellen. In ihrer Abwesenheit belehrte Moody die Frauen über den Nutzen der Mässigkeit und brachte es so weit, dass sie ihm erlaubten, den Schnaps zum Fenster hinaus zu schütten. Am Sonntagnachmittag kam er wieder, um die Kinder in die Sonntagsschule abzuholen. Die Männer wussten das und passten ihm ab. Er hatte sie an einer empfindlichen Stelle angegriffen, und sie dürsteten nach Rache. Arglos betrat Moody das Haus und bemerkte die Männer erst, als ihm einer die Türe verrannt hatte, und die anderen über ihn herfallen wollten. An ein Entkommen war diesmal nicht zu denken. Doch Moody bewahrte seine Geistesgegenwart und sagte zu den Männern: „Wenn ihr mich prügeln wollt dafür, dass ich euch den Schnaps ausgeschüttet habe, so lasset mich wenigstens vorher noch beten."

Der unerwartete Vorschlag machte die Männer stutzig. Sie gaben ihre Einwilligung dazu, in der Hoffnung, sich über den Beter

lustig machen zu können. Moody fiel auf seine Knie nieder und betete: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ So etwas hatten diese rohen Leute noch nie gehört. Verwundert standen sie da, während Moody fortfuhr, für sie zu beten. Als er geendigt hatte, reichten sie ihm die Hände und liessen ihn gehen. Moody aber hatte die Freude, an jenem Tag alle Kinder des Hauses mit in die Sonntagsschule nehmen zu dürfen.

Eines der schlimmsten Häuser auf Moodys Arbeitsfeld war eine Matrosen-Herberge, ein Sammelplatz grober und streitsüchtiger Menschen. In diese Lasterhöhle wagte sich Moody eines Tages samt seinem Begleiter. Man drohte ihnen den Schädel zu zerschlagen, wenn sie nicht augenblicklich das Haus verliessen. Sie dachten: „Eine gelinde Antwort stillet den Zorn,“ und anerboten sich, den Leuten ein Lied zu singen. Das wurde ihnen erlaubt, worauf Hr. Stillson einige Verse sang unter allgemeiner Aufmerksamkeit. Die Leute fanden das Lied, das von Jesu Liebe und dem Glück seiner Jünger handelte, schöner als ihre Gassenhauer. Auf den Sologesang Herr Stillsons folgte ein Gebet von Moody. Von dem Tage an waren die beiden Freunde gern gesehene Gäste und wurden mit aller Hochachtung behandet. Die Kinder des Wirts kamen in die Sonntagsschule, und eins ums andere bekehrte sich zum Herrn.

In einer anderen Wirtschaft erlebten Moody und Stillson noch grösseren Erfolg. Dort fragten sie an einem Sonntagabend, ob sie nicht Traktate verteilen dürften. Nachdem ihnen das erlaubt worden war, liessen sie sich noch in eine Unterredung mit dem Wirte ein und fanden bald heraus, dass derselbe ein Sohn christlicher Eltern sei.

„Wissen Ihre Eltern, dass sie Schnaps verkaufen?“ fragte Moody. Der Wirt geriet in Verlegenheit ob dieser Frage und schien tief bewegt. Die Freunde redeten noch ein ernstes Wort mit ihm und empfahlen sich. Doch kaum waren sie draussen, so sagte einer zum anderen. „Wir haben eine gute Gelegenheit versäumt. Wir hätten mit dem Manne beten sollen.“ Sie kehrten wieder um und baten den Wirt um Vergebung, dass sie nicht mit ihm gebetet hätten. Moody fiel auf seine Knie nieder und betete mit einer Inbrunst, dass seine Begleiter versicherte, so geistesmächtig habe er ihn noch nie beten hören.

Was geschieht? Zwei Wochen später trifft einer der Freunde den Wirt auf die Strasse. Der erzählte voll Freude, er habe das Wirten aufgegeben und wolle lieber im Armenhaus sterben, als noch länger geistige Getränke verkaufen.

Eine der elendesten Familien fanden die beiden Freunde an einem Sonntagmorgen in einem Dachstübchen. Der Vater war halb verrückt vom Trinken, Frau und Kinder halb verhungert. Zuerst wurde Nahrung herbeigeschafft, dann liessen sie den Mann das Temperenz-Gelübde unterzeichnen, knieten alle miteinander nieder, der Trinken legte seine Hand auf das unterzeichnete Papier, und die Freunde beteten mit ihm um Erlösung von der Trunksucht.

Am folgenden Sonntag erschien die ganze Familie anständig gekleidet in der Sonntagsschule. Tags darauf passierten die beiden Freunde wieder jene Strasse. Der Mann schaute zu seinem Dachfenster heraus und warf grüssend ein Silberstück hinunter, indem er sagte: „Ein kleines Dankopfer für die Sonntagsschule.“ Sechs Jahre später traf Herr Stillson, als er nach längerer Abwesenheit wieder nach Chicago kam, einen gutgekleideten Herrn, der sich ihm als jener arme Trinker vorstellte, der ihm und Moody seine Rettung verdanke. Er war ein wohlhabender Geschäftsmann geworden, besass ein eigenes Haus und war ein tätiges Mitglied einer blühenden Gemeinde der Stadt.

Moodys reger Missionsgeist teilte sich auf seinen Schülern mit. Aus vielen sei nur das folgende Beispiel erwähnt. Eine Schülerin begleitete ihren Vater, einen Holzhändler, des Winters in den Urwald zum Holzfällen. Dort lebten noch andere Familien zum selben Zweck in Blockhütten zerstreut. Das Mädchen sammelte nun die Kinder der Holzhauer zu einer Sonntagsschule, und, nicht zufrieden mit einer Schule, ritt sie am Sonntagnachmittag zu einer anderen Niederlassung und richtete dort ebenfalls eine Schule ein. Einen ganzen Winter hindurch leitete sie beide Schulen, ihr einziges Hilfsmittel dabei war das Testamentchen, dass sie besass.

Im Frühling kehrte ihr Vater auf seinem kleinen Schiff nach Chicago zurück. Unterwegs erhob sich ein schrecklicher Sturm und trieb das Schiff gegen ein rauhes Ufer hin. Die Gefahr stieg aufs Höchste, den Schiffern entfiel aller Mut, sie vermochten nichts mehr gegen den Wind. Jetzt baten die rauhen Männer das

Mädchen, dessen kindlichen Glauben sie bisher verlacht hatten, sie möchte für sie beten. In aller Einfalt und in der grössten Gemütsruhe flehte sie um Errettung aus der drohenden Gefahr. Noch ernster aber betete sie, der Herr möchte doch den Schiffleuten ihre Sünden vergeben und sie bereit machen für den Himmel. Dann stimmte sie das Lied an: „Wir pilgern heimwärts nach Zion, nach unsers Immanuels Stadt.“

Es war, als ob damit neue Kraft in die müden Arme der Schiffer käme. Die Barke glitt an der gefährlichen Klippe vorbei und bald war wieder besseres Fahrwasser erreicht.

Moodys aggressives Christentum rief natürlich auch immer wieder Feindschaft hervor. Am meisten waren die Katholiken gegen ihn erbittert. Eine katholische Mutter, deren Kinder er zu seiner Schule eingeladen hatte, verfolgte ihn einst mit einem grossen Metzgermesser. Katholische Knaben störten beständig seine Versammlungen und machten die Fenster seines Betsaales zur Zielscheibe ihrer Steinwürfe. Moody ertrug diese lange Zeit geduldig. Endlich aber war ihm der Spass doch zu bunt, und er beschloss das Übel an der Wurzel anzugreifen, indem er sich direkt dem Bischof, er suche nur Gutes zu tun und zwar in einem Stadtteil, der von jeder Kirche vernachlässigt werde. Es sei eine Schande, dass des Bischofs Kirchenglieder seine Fensterscheiben zertrümmerten.

Der Bischof zeigte sich gerührt von des Mannes Aufrichtigkeit und Eifer und versprach, dem Übel nach Kräften zu steuern. Durch das Wohlwollen des Kirchenfürsten wurde Moody so ermutigt, dass er demselben noch eine weitere Bitte vortrug. Er treffe, so sagte er, auf seinen Besuchen gar oft kranke Katholiken und würde gerne mit ihnen beten. Allein die sähen ihn so misstrauisch an, dass er nichts mit ihnen machen könne. Würde ihm nun der Bischof eine Empfehlung mitgeben, so könnte er sein Liebeswerk viel ungehinderter betreiben.

„Ich will ihnen die Empfehlung gerne geben“, antwortete der Bischof. „Nur müssen Sie zuerst ein Glied unserer Kirche werden.“

„Aber dann könnte ich ja nicht mehr an den Protestanten arbeiten“, sagte Moody.

„O gewiss“, meinte der Bischof, und vielleicht hatte er nicht ganz unrecht, denn die gutmütigen Protestanten lassen sich vieles gefallen.

„Ja glauben Sie denn wirklich, dass ich dann gleichwohl noch zur Gebetsstunde gehen könnte, wo Baptisten, Methodisten und Presbyterianer zusammen kommen?“

„Warum denn nicht?“ fragte der Bischof wohlwollend.

„Dann könnten also Katholiken und Protestanten miteinander beten?“ versetzte Moody bedeutungsvoll.

„Ja wohl“, bestätigte der Hochwürdige.

„Nun, dann wollen wir das gleich zusammen tun“, sagte Moody und kniete ohne langes Besinnen nieder, der Bischof neben ihm.

„Ehre dem Ehre gebührt“, dachte Moody und bat: „Herr Bischof, beten Sie zuerst.“

Der hohe Herr betete recht liebenswürdig für seinen Besucher. Dann kam Moody an die Reihe und betete für den Bischof!

Von da an bis zum Tag seines Todes blieb Bischof Duggan Moodys guter Freund. Sein Gebet um Moodys Bekehrung wurde allerdings nie erhört, aber Moodys Bitte um Verschonung seiner Fensterscheiben ging in Erfüllung.

Kapitel 6: Der Stadtmissionar

Die grosse Erweckung, mit welcher in den Jahren 1857 und 58 Nordamerika gesegnet wurde, führte zur Gründung des „Christlichen Vereins junger Männer“ in Chicago. Anfänglich gehörten allerdings zu diesem Verein meist Leute reiferen Alters, die sich aber zur Aufgage machten, so lange für die Jungen zu sorgen, bis diese imstande wären, den Verein selbständig zu leiten.

Die allererste und wichtigste Vereinsstunde war eine tägliche Gebetsversammlung zur Mittagszeit, wie eine solche auch in New York den Grundstock eines ähnliches Vereines bildete. Den Winter hindurch und auch im Frühling war noch diese Versammlung gut besucht. Mit zunehmender Sommerhitze schien aber der Gebetseifer zu erkalten. Die Versammlungen wurden immer kleiner, die den glimmenden Docht schliesslich ganz auszulöschen drohte.

Moody und seine beiden Freunde Farwell und Jakobs blieben treu. Als aber eines Tages alle drei auf Geschäftsreisen abwesend waren, kam niemand zur Betstunde des Christlichen Vereins junger Männer als eine alte Frau, eine Schottin, die grosse Stücke auf das gemeinsame Beten hielt. Als sie lange genug gewartet hatte und niemand erschien, setzte sie ihre Brille auf die Nase, trat zum Rednerpulte vor, schlug die Bibel auf, las und erklärte für sich selbst ein Kapitel und betete dann um eine neue Ausgiessung des Heiligen Geistes über die Gebetsversammlung und über die ganze Stadt. Zum Schluss sang sie noch einen Psalm, worauf sie den Saal verliess mit dem Gefühl der Genugtuung, dass sie die Betstunde vom Untergang gerettet habe.

Tags darauf erzählte sie den Brüdern, wie gesegnet sie gestern gewesen sei. Diese fühlten sich tief beschämt durch die Treue der alten Frau und fingen an, die Betstunde wieder fleissiger und regelmässiger zu besuchen. Die Zahl der Teilnehmer nahm derart

zu, dass die Versammlung bald in ein grösseres Lokal verlegt werden musste.

Moody hatte längst vergessen, warum er eigentlich seinerzeit nach Chicago gekommen war. Er hatte da sein Glück machen und sich ein grosses Vermögen erwerben wollen. Gott aber hatte ihm hier ein anderes Ziel vor Augen gestellt. Nicht Geld, aber Seelen sollte er gewinnen. Mehrere Jahre hindurch wusste er rastlosen Eifer im Geschäft mit seiner Missionstätigkeit zu vereinigen, und der schöne Verdienst, den er als Kaufmann hatte, musste ihm die Mittel zur Fortführung seiner Missionsarbeit und zur Wohltätigkeit liefern. Nach und nach aber reifte in ihm die Überzeugung, dass er den kaufmännischen Beruf aufzugeben habe, um ganz der Rettungsarbeit an den Verlorenen zu leben.

Eines Tages teilte er diesen Plan seinem Freunde Jakobs mit: „Ich habe mich entschlossen“, sagte er, „meine ganze Zeit Gott zu weihen.“

„Das ist schön“, antwortete sein Freund, „aber wovon willst du in Zukunft leben?“

„Gott wird schon für mich sorgen, wenn er mich brauchen kann. Kann er mich aber nicht mehr brauchen, so kehre ich wieder zu meinem Geschäft zurück.“

Bald darauf gab Moody seine Stelle auf, begleitet von den besten Wünschen seines Prinzipals, der ihm das Zeugnis tadelloser Aufführung und Treute geben konnte.

Er hatte sich einige tausend Dollar erspart, wovon er tausend zur vorläufigen Bestreitung seines Unterhalts behielt, das übrige legte er an.

Nun kam er sich als der glücklichste Mann auf Gottes Erdboden vor, konnte er doch jetzt seine ganze Zeit, auch werktags, seiner Missionsarbeit widmen und zugleich dem „Christlichen Verein junger Männer“ dienen.

Nicht um sich die Arbeit zu erleichtern, sondern nur um seine Leistungsfähigkeit zu erhöhen, kaufte er sich mit einem Teil seiner Dollar ein Pony. Der Verein hatte ihn nämlich zum Präsidenten seines Besuchskomitees gemacht, was ihn nötigte, die Stadt nach allen Richtungen hin zu durchkreuzen, um kranke Mitglieder und neue Ankömmlinge zu besuchen. Dazu fuhr er fort, Sonntagsschüler zu sammeln. Nicht lange, so wurde Moody,

der kurze, untersetzte Mann auf seinem „Missionspony“ eine der bekanntesten Erscheinungen in der Stadt, besonders aber „auf dem Sand“. Dort konnte man ihn an den Sonntagvormittagen von seinen Streifzügen nach der Nord-Markthalle zurückkehren sehen, sein Pferdchen umschwärmt von zerlumpten und schmutzigen Kindergestalten. Kleinere Kinder sassen vor ihm und hinter ihm auf dem Sattel, andere hielten sich am Schwanz des Tieres und wieder andere folgten diesem Gänsemarsch und so gings im Triumphzug zur Sonntagsschule, wo der von Christi Liebe getriebene Stadtmissionar die gewonnenen Kinder als ebensoviele Siegestrophäen dem Heiland zu Füsse legte.

Moodys Glaube wurde aber bald genug auf die Probe gestellt. Die tausend Dollar, über die er noch verfügte, waren schneller aufgebraucht, als er sich gedacht hatte. Moody lebte zwar sehr einfach, aber sein Missionswerk kostete Geld, und er gab, so lange er hatte. Es ging nicht lange, so war der junge Missionar genötigt, Georg Müllers Grundsätze zu befolgen und gestützt auf die Verheissung: „Vertraue auf den Herrn und tue Gutes, so wirst du im Lande wohnen und gewiss gesättigt werden“ (engl. Übersetzung von Psalm 37,3), seinen Unterhalt wie Elias direkt von Gott dem Herrn zu erwarten.

Mittlerweile hatte, wie bereits erwähnt, die Mittags-Gebetstunde in ein grösseres Lokal verlegt werden müssen. Dorthin verlegte nun auch Moody seinen Wohnsitz, und in Ermangelung eines möblierten Zimmers pflegte er eine Zeitland auf den Bänken des Versammlungs-Lokals zu schlafen. Seine Speisen waren zwar nicht Heuschrecken und wilder Honig, aber doch Schiffszwieback. Die geringe Kost hinderte ihn aber nicht an der Arbeit. Es fiel ihm auch gar nicht ein, jemand etwas von seiner Not zu sagen, er kollektierte zwar ziemliche Summen für die Armen und für die Bedürfnisse des Vereins, für sich selbst aber niemals einen Pfennig. Es dachte auch lange Zeit niemand daran, dass er etwas nötig haben könnte.

Es war dies eine nicht unbedeutende Probe für den Anfänger im Glauben. Folgende Erfahrung, die einer seiner Freunde gerade zu jener Zeit machte, diente ihm aber sehr zur Stärkung des Glaubens.

Ein Herr Field war von Wisconsin nach Chicago gekommen, um hier eine mechanische Erfindung zu verwerten, die er gemacht

hatte. Dieser Herr war ein eifriges Mitglied des Vereins junger Männer und half auch in Moodys Sonntagsschule.

Herr Field litt schon viele Jahre lang an einem bösen Bein. Das Bein war steif und krumm geworden. Er musste darum an einer Krücke gehen. Er gab sich aber mit solchem Eifer dem Missionswerk hin, dass er sich oft über seine Kräfte anstrengte. Das Bein begann ihn infolgedessen sehr zu schmerzen, und er sah sich genötigt, einen Arzt zu Rate zu ziehen.

Es war an einem Freitagabend, als der Arzt ihn auf den folgenden Montagmorgen bestellte, in der Absicht, eine Operation vorzunehmen. Am Sonntag vorher kam Herr Field ohne Krücke und Stock zur Sonntagsschule. Nach Schluss derselben bat er seine Freunde Moody und Farwell, ihn nach Hause zu begleiten. Dort angekommen, hüpfte er zu ihrer nicht geringen Verwunderung die Treppe hinauf, indem er je eine Stufe übersprang und erzählte dann den staunenden Freunden, was ihm begegnet sei.

„Ihr wisst“, sagte er zu ihnen, „wie ich lahm gewesen bin, und wie mein Übel sich in letzter Zeit ganz bedenklich verschlimmert hat. Gestern abend nahm ich vor dem Schlafengehen noch ein Bad und legte mich dann ganz bekümmert zu Bette. Während ich noch schlaflos da lag, musste ich denken, der Herr könnte mich doch ebensogut heilen wie der Arzt. Ich erinnerte mich jenes Gichtbrüchigen, den Er einst gesund gemacht hat, und sagte zu mir selbst: 'Ich will ihn bitten, mich auf diese Weise zu heilen.' So legte ich denn meine Angelegenheit völlig in seine Hände und schlief bald darauf ruhig ein. Da träumte mir, ich sei, wie verabredet, zum Arzt gegangen, er habe mir das Bein aufgeschnitten, und nachdem er eine mir unverständliche Operation vorgenommen, die Wunde sogleich wieder geschlossen und zwar so, dass auch keine Narbe zurückgeblieben sei.

Beim Erwachen fühlte ich sogleich, dass der Schmerz vergangen sei. Mir war so wohl wie noch nie. Ich betrachtete mein krank gewesenes Glied, und siehe da, es war gerade geworden und genau so lang wie das gesunde, während es sonst kürzer gewesen war. Jetzt sprang ich auf meine Füsse und überzeugte mich, dass ich das Bein ohne jeglichen Schmerz zu fühlen frei bewegen könne. Nun erst erinnerte ich mich meines Traumes und pries

Gott, der offenbar mein Gebet von gestern Abend erhört hat und ein Wunder an mir getan.“

Dieses auffallende Beispiel von Gottes Macht, zu helfen, war für Moody eine Verheissung, dass der Herr auch ihn nicht vergessen wolle. Und wirklich stand es nicht mehr lange an, so erkundigten sich einige Freunde nach seinen Verhältnissen. Als sie hörten, dass er sich mit einer harten Bank begnügen müsse zum Schlafen, sorgten sie ihm alsbald für ein anständiges Unterkommen.

Doch verstand er sich nie dazu, ein festes Gehalt anzunehmen, das würde ihn hindern, meinte er. Er wäre dann nicht mehr frei, zu gehen, wohin der Herr ihn berufe.

Kapitel 7: Auf den Schlachtfeldern

Die nordamerikanische Union hat ebenso wie die schweizerische Republik ihren Sonderbundskrieg gehabt, doch mit dem Unterschied, dass ihr Bürgerkrieg nicht nur wenige Tage dauerte, sondern fünf Jahre hindurch wütete. Dieser Krieg brach anfangs der 1860er Jahre aus, als die 13 Südstaaten den Austritt aus der Union erklärten, weil sie sich durch das Verbot der Ausdehnung der Sklaverei[9] und die hohen Schutzzölle der Union geschädigt sahen. Um der hohen Schutzzölle willen, die Amerika schon damals gegen Europa einführte, waren nämlich die Südstaaten genötigt, ihren Bedarf an Manufakturwaren anstatt aus Europa aus den Nordstaaten zu beziehen, von woher sie aber schlechtere und teurere Ware bekamen als aus Europa. Die Südstaaten beschäftigten sich vorzugsweise mit Baumwoll-Anbau, wozu sie, wie sie glaubten, nur schwarze Sklaven gebrauchen konnten. Die Nordstaaten aber waren der Sklaverei abgeneigt, teils aus Humanität, teils aber auch, weil sie von der Abschaffung derselben eine Erhöhung der Arbeitslöhne erwarteten. Um Ihre Interessen zu retten, erklärten also die Südstaaten den Austritt aus dem vereinigten Staatenbund. Dieser Austritt war aber verfassungswidrig und konnte von der Union ebensowenig gutwillig geduldet werden, als die Eidgenossenschaft den Austritt von 15 Kantonen aus dem Schweizerbund annehmen würde. Präsident Lincoln erklärte also den Südstaaten den Krieg und rief sofort 75'000 Mann unter die Waffen, bald darauf weitere 300'000.

In der Nähe von Chicago wurde ein grosses Lager aufgeschlagen, wo vor allem die herbeiströmenden, für ihr Vaterland begeisterten jungen Leute notdürftig einexerziert werden mussten. Denn Amerika hat kein stehendes Heer, nicht einmal eine geschulte Miliz wie wir in der Schweiz.

9 *Im Original "Negersklaverei"*

So viele junge Leute durften nicht ohne geistliche Pflege gelassen werden. Verwildert der Mensch ohne Gottes Wort schon im Frieden, wie vielmehr verroht er ohne dasselbe im Krieg. Das Komitee des Christlichen Vereins junger Männer, dessen Präsident Moody geworden war, erkannte dieses Bedürfnis für die Armee. Vereint mit anderen Christen bildeten sie eine „Christliche Kommission“ und diese war bereits zur Stelle, als die ersten Regimenter von Freiwilligen im Lager Douglas eintrafen. Kaum waren die ersten Zelte aufgerichtet, hielt Moody auch schon die erste Gebetsversammlung mit den Soldaten ab. Alle Ankommenden wurden mit gutem Lesestoff versorgt und im ganzen Lager fanden an den Sonn- und Wochentagen Feld-Gottesdienste statt.

So hielt christlicher Eifer mit dem Patriotismus Schritt. Als die Zahl der Soldaten wuchs, erliess Moody und sein Komitee einen Aufruf um Hilfe, worauf 150 Geistliche und Laien sich ihnen zur Verfügung stellten. Jeden Abend konnten nun acht bis zehn Versammlungen in verschiedenen Lagern abgehalten werden und am Sonntag ein fast den ganzen Tag andauernder Gottesdienst, so dass es jedem Soldaten möglich war, denselben zu besuchen. Moody schien allgegenwärtig geworden zu sein. Man traf ihn in allen Teilen des Lagers, wie er von einer Baracke zur anderen eilte, Tag und Nacht, werktags und sonntags den Leuten nachging und sich um das Heil ihrer Seelen bekümmerte. Er sammelte sogar Geld zur Einrichtung einer provisorischen Kapelle im Lager. Eine solche wurde mit einem Kostenaufwand von 2300 Dollar erstellt.

Aus dem Lager zogen fortwährend Truppen nach dem Kriegsschauplatz ab, der damals in Kentucky lag. Darunter befanden sich manche, die in den Lagerversammlungen reich gesegnet worden waren. Diese sandten wiederholt Bitten an die Brüder in Chicago, sie möchten doch ihr Evangelisationswerk auch auf den Kriegsschauplatz ausdehnen. Das wurde für gut befunden und Moody reiste als erster Abgeordneter dorthin.

Moody entfaltete seine Wirksamkeit in der Nähe von Fort Donelson,[10] wo eine grosse Zahl der Unionstruppen lagerte. Am 15. Februar 1862 kam es dort zu einer grossen Schlacht. Die Unionstruppen siegten über die Armee der Südstaaten und

10 *Dover, Tennessee*

machten 15'000 Gefangene. Die Eroberung von Fort Donelson wurde aber teuer erkauft: Es gab viele Verwundete, Hilfe war dringend nötig. Da war es Moody, der von Chicago her eine ganze Schar von Samaritern verschrieb, um den Kranken, Verwundeten und Sterbenden beizustehen.

Man fuhr auf einem Dampfer den Strom hinunter zum Kriegsschauplatz. Moody verfehlte nicht, bei dieser Gelegenheit die Rettung der Seelen der Verwundeten und Sterbenden als den ersten Zweck der Liebesarbeit zu betonen. Zuallererst, meinte er, müsse man den Verwundeten daraufhin untersuchen, ob er ein Kind Gottes sei oder nicht. Kenne einer Heiland noch nicht, so müsse er sofort zu Ihm hingewiesen werden.

Ein etwas mehr rationalistisch gerichtetes Mitglied des Rettungskorps fand jedoch, es sei allererste Pflicht, für die Leiber der Unglücklichen zu sorgen. Zuerst müsse man die Verwundeten mit der Feldflasche trösten, dann erst mit dem Evangelium. Man solle ihnen eher Lebensmut einzuflössen suchen, anstatt sie auf den Tod vorzubereiten.

„Ihr hat beide recht und beide unrecht“, beschwichtigte ein Dritter, ein Geistlicher seines Zeichens. „Man muss das eine tun und das andere nicht lassen. Sieht man, dass ein Soldat nur leicht verwundet ist und nicht in Gefahr des Todes schwebt, so kann man ja die seelsorgerliche Arbeit aufschieben. Ist aber einer schwer verwundet und dem Tode nahe, so muss man ihm sofort den Weg des Heils erklären. Ich würde in diesem Fall die Geschichte des bussfertigen Schächers zu Hilfe nehmen.“

„So“, rief der Rationalist entrüstet aus, „einem sterbenden Helden, der für das Vaterland das Leben eingesetzt hat, soll man die Geschichte des Schächers, des Räubers erzählen? Das wäre mir ein schönes Kompliment!“

Rauschender Beifall folgte dieser scheinbar so berechtigten Antwort. Glaubte doch damals, wie übrigens in allen Kriegen, beinahe jedermann, ein Soldat, der im Dienst des Vaterlands falle, gehe ohne weiteres in den Himmel ein, eine Meinung, die sich allenfalls aus dem Koran, aber nicht aus der Bibel begründen lässt, und die Erfahrung, welche unsere Samariter damals mit Tausenden sterbender Soldaten machten, bewies deutlich genug, dass Moody doch recht hatte. Es zeigte sich zur Genüge, dass auch ein Soldat nicht anders als durch Christi Blut von Sünden

reingewaschen werden kann und dass niemand durch das Vergiessen seines eigenen Blutes erlöst wird.

Da blieb aber oft nur gar wenig Gnadenzeit übrig für so einen sterbenden Soldaten. In solchem Fall flehten die Brüder zum Herrn, dass er sein Werk beschleunigen möchte, und sie durften von der Erhörung solcher Gebete manche liebliche Erfahrung machen. Bitten und Empfangen war damals an der Tagesordnung. Davon ein Beispiel.

Eine Abteilung der Samariter befand sich während einer Nacht auf einem Schlachtfeld, um eine grosse Zahl Verwundeter zu bergen. Die Armee hatte sich rasch zurückgezogen und diese armen unglücklichen Kameraden ganz sich selbst überlassen. Die Samariter holten Wasser herbei von einem entfernten Teich und suchten die Tornister der Toten nach Nahrungsmitteln ab. Da sie nichts Nennenswertes fanden und in weitem Umkreis nirgends etwas zu bekommen war, gerieten sie in grosse Verlegenheit.

„Unsere Verwundeten sterben uns bis zum Morgen, wenn wir ihnen keine Stärkung bieten können“, sagte einer zum anderen. „Was sollen wir tun?“

„Lasst uns beten!“ rief ein Dritter.

Gesagt, getan. Unter Toten und Verwundeten knieten die Leute nieder und riefen zu Gott um Brot, obgleich sie sich nicht denken konnten, woher es kommen sollte. Aber als der Morgen noch kaum dämmerte, hörten sie einen Wagen sich nähern. Und siehe da, nicht lange darauf tauchte aus dem Nebel ein Bauernwagen auf, ein grosser Wagen voll Brot.

Voll Verwunderung fragten sie den Fuhrmann: „Woher kommst du, wer hat dich geschickt?“

„Gestern Abend, bevor ich zu Bett ging“, antwortete der Bauern, „vernahm ich, dass die Armee den Rückzug angetreten hätte. Da kamen mir die Unglücklichen in den Sinn, die in einem solchen Fall immer zurückbleiben müssen. Der Gedanke an sie liess mir keine Ruhe, schlafen konnte ich nicht. Endlick weckte ich meine Frau und teilte ihr meinen Kummer mit. Es war nur wenig Brot im Haus, sie machte sich aber sofort ans Backen. Während sie damit beschäftigt war, fuhr ich mit meinem Wagen im Dorf herum, klopfte die Nachbarn aus dem Schlaf und ruhte nicht, bis ich alles Brot aus den Häusern zusammengebettelt hatte. Dann

legte mir meine Frau noch ihr Gebäck auf. Der Wagen wurde voll, und ich fuhr dem Schlachtfeld zu. Es war mir, als sende mich der liebe Gott selbst hin.“

Es ist eigentlich nicht zu verwundern, dass Leute, welche mehrere Jahre hindurch solche Erfahrungen machen durften, gelernt haben, sich auf die Verheissungen Gottes zu werfen. Not lehrt beten und lehrte es auf dem Schlachtfeld mit der grössten Einfalt und Bestimmtheit tun.

Mittlerweile wurde in Chicago Moodys Werk fortgesetzt. Insbesondere die tägliche Betstunde zur Mittagszeit wurde während des Krieges hochgeschätzt. Moody kehrte öfters für einige Tage nach Chicago zurück und erzählte von den gemachten Erfahrungen. Dadurch wurde natürlich die Betstunde sehr interessant, und viele kamen auch dorthin, um sich nach ihren auf dem Kriegsschauplatz weilenden Gatten, Söhnen und Brüdern zu erkundigen.

Bald wurde die Betstunde von Chicago im ganzen Land herum bekannt, und es liefen von allen Seiten Gesuche um Fürbitten ein, denen nicht selten bald darauf die frohe Danksagung folgte für Erhörung des Gebets. Solche Danksagungen waren dann gewöhnlich auch mit Gaben begleitet für das Werk des Herrn, insbesondere für die Liebesarbeit unter der Armee.

Kapitel 8: Eine lebendige Gemeinde

Moody so reicht gesegnete Arbeit unter der Armee, welche dazu diente, ihn in weiteren Kreisen bekannt zu machen, konnte der Natur der Sache nach nur vorübergehend sein. Seine Hauptarbeit war und blieb das Evangelisationswerk in Chicago. Dieses Werk litt keineswegs unter dem Krieg. Die Sonntagsschule nahm im Gegenteil während der beiden ersten Kriegsjahre derart zu, dass der bisherige Raum in der Nord-Markthalle zu eng wurde. Moody machte sich daher ans Kollektieren, und im Jahre 1865 konnte in der Illinois-Strasse eine geeignete Kapelle mit Turm errichtet werden, zum Preis von 20'000 Dollar.

Die Schule zählte nun an die tausend Schüler. Ihre Früchte fingen an zu reifen. Es hatten sich bereits etwa 300 Personen, Schüler und Eltern für den Herrn entschieden. Offenbar sammelte sich der Herr ein Volk in dem einst so verwahrlosten Quartier. Moody sah immer deutlicher, dass die Geretteten zu einer Gemeinde organisiert werden sollten. Anfänglich hatte er seine Bekehrten veranlasst, sich einer der bestehenden Gemeinden anzuschliessen, sofern dieselben gläubige Prediger hatten. Aber es zeigte sich bald, dass die Leute doch lieber da blieben, wo sie den Herrn gefunden hatten. Hier hatte man sich ihrer angenommen, als sie noch ohne Gott dahinlebten in dieser Armut und Unwissenheit. Hier fühlten sie sich auch zu Hause unter Ihresgleichen, während die anderen Gemeinden der Stadt sich meistens aus Leuten besserer Stände zusammensetzten, die leider oft genug mit einer gewissen Geringschätzung auf die Zöllner und Sünder heruntersahen.

Vor dem Krieg waren die Geistlichen der Stadt Moody und seinem Missionswerk ziemlich kühl und misstrauisch gegenübergestanden. Im Kriege aber, wo manche von ihnen unter Verwundeten und Sterbenden mit ihm zusammen arbeiteteten, lernten sie ihn schätzen und lieben. Es entwickelte sich bald ein freundliches Verhältnis, wobei Moody sich als gelehriger Schüler

seiner gelehrten Kollegen zeigte. Durch seinen Erfolg, den er als unstudierter Mann gehabt, liess er sich niemals zur hochmütigen Geringschätzung der studierten Leute verleiten, sondern war dankbar, wenn solche ihm mit Rat und Tat zur Seite standen. Als er sich genötigt sah, an die Organisation der Gemeinde zu gehen, lud er vorerst alle ihm bekannten Geistlichen der Stadt zu einer Konferenz in seiner Kapelle ein, um mit ihnen diese wichtige Frage zu besprechen.

Es standen sich zu dieser Konferenz denn auch wirklich die Vertreter der verschiedenen evangelischen Kirchen ein, hochkirchliche Pfarrer, Methodistenprediger, Baptisten, Presbyterianer und Kongregationalisten. Zuerst betete man miteinander, dann trat Moody auf und entwarf ein lebhaftes Bild von seiner Mission und ihrem Erfolg. Er gestand offen, wie es ihm nicht habe gelingen wollen, die ihm anvertrauten Seelen zum Anschluss an andere Gemeinden zu bewegen und wie ihm darum nichts anderes übrig bleibe, als Bildung einer eigenen Gemeinde, deren Pfarrer er wohl oder übel werden müsse. Er wünsche nun, eine geordnete Gemeinde von Gläubigen zu bilden, welche sich an die Ordnungen des Evangeliums halte und das Werk des Herrn weiter treibe.

Während er nun genauer erklärte, wie er sich denke, dass die Gemeinde geordnet werden sollte, wurde es einigen der anwesenden Herren bald klar, dass hier ihre Kirche nicht in Betracht kommen könne. Vor allem fühlte sich der hochkirchliche Pfarrer der Episkopalkirche, Dr. N. N., veranlasst, zu bemerken, dass er selbstverständlich eine derartige Gemeinde, die sich keinem Bischof unterstellen würde, nicht anerkennen könne, obschon er ihr sonst alles Gute wünsche. Er nahm also seinen Hut und ging. Ihm folgte bald darauf ein anderer Doktor der Theologie, ein Pfarrer der Presbyterianer, weil er natürlich sich nicht an der Gründung einer Gemeinde beteiligen könne, die nicht die Ordnung seiner Kirche annehme. Auch dem anwesenden Methodistenprediger, der sonst Moodys guter Freund und Mitarbeiter war, tat es leid, dass dessen eifrige Gemeinde nicht zu einer Methodistenkirche könne gemacht werden, da doch Klassversammlungen, Liebesfeste, Vierteljahrs- und Lagerversammlungen dem Gedeihen derselben nur nützlich sein würden. Aber Moody konnte sich nicht entschliessen zum Eintritt in eine „Konferenz“. Auch sagte ihm das Reisesystem

nicht zu. Er wollte ja bei seiner Gemeinde bleiben und wünschte nicht, nach drei Jahren versetzt zu werden werden, obschon er sonst das Reisen gar nicht scheute. Zudem stimmte Moodys calvinistisches Glaubensbekenntnis nicht ganz mit dem methodistischen überein. Er hätte in diesem Punkte eher zu den Baptisten gepasst, allein dafür legte er dann dem Wasser nicht genug Bedeutung bei.

Es blieb ihm also schliesslich nichts mehr übrig, als die einfache, biblische Kirchenordnung der Kongregationalisten zu akzeptieren, die ja schon von Boston her die seinige war und auch am besten für seine einfachen Leute passte. Nach dieser Kirchenordnung besteht eine Kirche aus einer Versammlung geretteter Sünder, deren einziges Haupt Jesus Christus ist.

Die Gemeinde wurde nun in der Weise gebildet, dass, wer derselben beitreten wollte, über seinen Glaubensstand geprüft wurde und nach bestandener Prüfung die Taufe erhielt, worauf eine gemeinsame Feier des Heiligen Abendmahls folgte. Da Moody auch in der Folge eine menschliche Ordination empfangen hat, und die Gemeinde ganz frei geblieben ist, wird weder er, noch die Gemeinde offiziell zum Verband der Kongregationalisten-Kirche gerechnet. Die Taufen werden gewöhnlich durch einen benachbarten Pfarrer dieser Kirche vollzogen, das Abendmahl teilt Moody selbst aus. Seine Gemeinde aber ist zu einer der blühendsten und nützlichsten der ganzen Stadt geworden und zählt etwa 450 Mitglieder.

Moody wurde immer häufiger nach auswärts berufen zur Mitwirkung bei Versammlungen und Predigtwochen. Er liess sich aber dadurch nicht von der Sorge für seine eigene Gemeinde abziehen, mit der es denn auch nicht rückwärts, sondern lebhaft vorwärts ging. Er verstand es ausgezeichnet, die Gemeinde immer in reger Tätigkeit zu erhalten. Jedes Mitglied hatte etwas zu tun. Man behauptet, die Glocke auf seiner ersten Kirche – das Geschenk eines New Yorker Freundes – haben jeden Abend das ganze Jahr hindurch zu irgend einer Versammlung zusammengeläutet. Es wurden nicht nur die überall üblichen Gottesdienste gehalten, sondern da fand an einem Abend eine Männerversammlung, am anderen ein Jünglingsverein, am dritten eine Knabenversammlung statt. An einem anderen Abend kamen die Mütter zusammen, dann wieder die Töchter. Man hielt Bibelstunden, Evangelisations-Versammlungen, Dank-

Gottesdienste und Erfahrungsstunden ab, und all diese Versammlungen trugen ihren besonderen Charakter. Zuweilen fanden in verschiedenen Teilen der Kapelle und in Privathäusern zu gleicher Zeit drei bis vier Versammlungen statt. Moody pflegte überall dabei zu sein. Er teilte den Tag oder Abend danach ein und brachte es so dazu, dass die verschiedenen Sektionen zusammenwirkten.

Der unermüdliche Mann wurde etwa auch einmal von Müdigkeit gepackt. Aber es gelang ihm immer wieder, derselben Herr zu werden und zwar in allerkürzester Zeit. Sein alter Freund, Oberst Hammond, weiss davon ein Mütterchen zu berichten. Er erzählt:

„Moody kam einmal nach einem seiner Sonntagmorgen-Gottesdienste zu mir. Ganz erschöpft warf er sich in einen Lehnstuhl und brach in folgende Worte aus:

'Ich bin gänzlich abgenutzt, kann nicht denken, noch reden, kann gar nichts tun. Sie müssen heute Abend für mich predigen. Ich weiss absolut nichts mehr.'

Da ich wusste, dass Moody nie Hilfe verlangte, ausser wenn er sie wirklich brauchte, so versprach ich ihm, den Gottesdienst zu übernehmen. Zur bestimmten Stunde begab ich mich nach der Kapelle an der Illinois-Strasse und fand das Haus ganz angefüllt. Als ich aber beginnen wollte, ging die Tür auf, und herein trat, oder eher sprang, unser Moody, gefolgt von einem ganzen Zug junger Leute, die er in den Wirtschaften und an den Strassenecken zusammengelesen hatte.

Mit einem Sprung war er auf der Plattform (welche in den englischen Kapellen die Kanzel ersetzt), nahm das Gesangbuch und fing an. Ich aber hatte von Anfang bis zu Ende nichts zu tun, als hübsch auf der Seite zu bleiben.

Ich erfuhr nachher, dass er nach seinem Besuch bei mir eine oder zwei Stunden der Ruhe gepflegt hatte. Da er sich um den Abend-Gottesdienst nicht zu kümmern hatte, so machte er sich nach dieser kurzen Pause auf den Weg, um nach seiner früheren Gewohnheit verlorene Schafe zu suchen. Dabei hatte er diesmal einen ganz ungewöhnlichen Erfolg. Auf dem Weg zur Kapelle, wohin er die jungen Leute bringen wollte, wurde ihm ein Wort geschenkt und daraus wurde eine der allereindrucksvollsten Predigten, die ich je von ihm gehört hatte.“

Moody zierte seine Predigtlokale gerne mit Bibelsprüchen. Die Mauern seiner Kapelle waren sozusagen mit solchen tapeziert, über der Kanzel aber liess er aus durchlöcherten Gasröhren die Worte zusammensetzen: „Gott ist Liebe“, sodass diese grosse Wahrheit bei den Abend-Gottesdiensten in Flammenschrift vor den Augen der Zuhörer stand.

Eines Sonntagabends ging ein armer, verlorener Sohn an der Kapelle vorbei. Da die Vortüre offen stand, trat er ins Vestibule, um sich da ein wenig zu wärmen. Auch die innere Türe war nur angelehnt, und der Fremdling, den es wunderte, wie es wohl in einem Gotteshaus aussehen möge, guckte verstohlen durch den Spalt. Sein Blick fiel zuallererst auf das sonderbare Licht über der Kanzel. Er fing an zu buchstabieren: „Gott ist die Liebe.“ Dieses Worte brannte ihm in die Seele hinein. Er wollte sich von dem Eindruck los machen, aber er konnte nicht. Die Flammenschrift, oder vielmehr die Liebe Gottes, hatte es ihm angetan. Er trat ein und setzte sich neben die Tür. Dort fand ihn Moody nach dem Gottesdienst wie festgebannt. Er hatte eine Unterredung mit ihm und das Ende war, dass der Mann sich bekehrte und ein nützliches Glied der Gemeinde wurde.

Eine Anzahl junger Leute aus der Gemeinde haben sich zu einer „Bande“ vereinigt, die es sich zur Aufgabe macht, jeden Sonntag in den Strassen von Chicago Einladungskarten zu den Gottesdiensten in der Kapelle Moodys zu verteilen. Das sind zum guten Teil solche, die einst als ganz verwilderte Jungens in die Sonntagsschule kamen. Manche von ihnen verwahrlosten Kindern sind zu achtbaren und nützlichen Menschen herangebildet worden. Sie kennen ihre Bibel und lehren jetzt selbst in der Sonntagsschule und in Versammlungen.

Moody hat acht bis zehn Älteste in der Gemeinde, die imstande sind, in seiner Abwesenheit für ihn zu predigen, was sie auch abwechselnd tun, es sei denn, dass ein Gastprediger kommt. Bekanntlich ist ja, Moody Monate und halbe Jahre lang abwesend, um Erweckungs-Versammlungen abzuhalten in verschiedenen Staaten Amerikas oder in England. Gleichwohl bleibt er auch dann in der innigsten Verbindung mit seinen Leuten daheim. Seine Wünsche werden aufs Pünktlichste befolgt. Seine Instruktionen an die Sonntagsschul-Lehrer sind für dieselben ein unvergessliches Vermächtnis. Seine Methode wird genau befolgt, sogar da, wo sie fehlerhaft ist. Die Leute hängen

eben mit grosser Liebe an dem Mann, der sie nicht verachtet hat, als sie noch im ärgsten Schmutz der Sünde lagen. Wirds bekannt gemacht, dass ein Brief von Moody verlesen werden soll, so ist die Sonntagsschule immer gedrängt voll. Und die Lehrer sind dankbar, wenn er nur wieder für ein paar Wochen bei ihnen ist. Sie sagen, da werde allemal die Uhr aufgezogen, dass sie eine lange Zeit wieder allein laufen könne.

Die Gemeinde setzt sich aus verschiedenen Elementen zusammen. Zum grössten Teil besteht sie freilich aus Leuten der ärmeren Klasse. Doch schämen sich auch Reiche und Gebildete nicht, ihr anzugehören, besonders unter den Mitarbeitern finden sich letztere. Viele Engländer und Schotten sind darunter, aber auch andere Nationalitäten sind vertreten, wie das in Amerika begreiflich ist. So ist die Gemeinde, wie ihr Hirte, allianzfreundlich, weitherzig und frei.

Kapitel 9: Zwei Vereinshäuser

Der „Christliche Verein junger Männer“ in Chicago, dem Moody schon zu Gevatter gestanden war, hatte sich mit den Jahren stark vergrössert. Seine bisherigen gemieteten Lokalitäten waren zu klein geworden. Es machte sich das Bedürfnis geltend nach einem Vereinshaus, in dem sich die jungen Leute zu Hause fühlen sollten und das den verschiedenen Sektionen Raum genug bieten würde.

Man betete, machte Pläne, die aber alle immer wieder an der Klippe des Geldmangels scheiterten, bis endlich jemand den Vorschlag machte, der Verein solle Herrn Moody zu seinem Präsidenten erwählen, so werde er schon zu einem Vereinshaus kommen. Wusste man doch, dass Moody vor nicht langer Zeit es zum Bau einer Kirche gebracht hatte, und dass er alles, was er einmal angriff, auch mit grosser Energie zu Ende zu führen pflegte.

Der Vorschlag stiess aber trotzdem im Schosse des Vereins auf entschiedenen Widerstand. Die christlichen Vereine junger Männer waren nämlich bereits die bedeutendste christliche Gesellschaft im ganzen Nordwesten Amerikas geworden, und an ihrer Spitze marschierte eben der Chicagoer Verein. Derselbe zählte zu seinen Mitgliedern manch gebildeteten, angesehenen und einflussreichen Mann, dessen Namen dem Verein mehr Sympathien zu erwerben versprach, als derjenige des ungebildeten Stadtmissionars. Trotzdem ging Moodys Kandidatur bei den nächsten Neuwahlen, wenn auch nur mit geringer Mehrheit, durch.

Es war im Jahre 1865 als der neue Präsident die Zügel übernahm. Nicht lange, so trat er mit einem fertigen Plan vor das Baukomitee, dessen Präsident sein Sonntagschulleiter, Hr. Farwell, war. Moody schlug die Bildung einer Aktiengesellschaft vor. Das Kapital sollte 101'000 Dollar betragen. Den Aktionären wurde sechs Prozent garantiert, in Amerika nicht zu viel. Die

Verzinsung sollte aufgebracht werden durch Vermietung solcher Räumlichkeiten des Vereinshauses, die für Vereinszwecke nicht nötig waren. Der Überschuss der Mietzinse über die zur Verzinsung notwendige Summe aber sollte zum Rückkauf der Aktien durch den Verein dienen, sodass derselbe schuldenfreier Besitzer des Gebäudes würde.

Der Plan wurde gutgeheissen, und Moody fand das nötige Kapital. Ende September 1867 konnte das Vereinshaus eingeweiht werden. Es enthielt eine grosse Halle mit 5000 Sitzplätzen, für die Mittags-Betstunde aber wurde ein besonderer Saal eingerichtet, der 1000 Personen fasste. So gross war jetzt die Beteiligung an dieser Versammlung geworden, zu welcher einst nur jene alte Schottin gekommen war! Das Gebäude umfasste ferner eine Bibliothek samt Lesezimmer, ein Traktat-Büro, ein Unterstützungs- und ein Stellenvermittlungs-Büro, ferner Privatwohnungen für die Angestellten und den Abwart und endlich mehrere Geschäftslokale, zur Vermietung bestimmt.

Die Einweihung vereinigte in dem neuerbauten Hause eine der grössten Versammlungen, die Chicago je gesehen hatte. Die geräumige Plattform war mit Geistlichen von allen verschiedenen Kirchen der Stadt und ihrer Nachbarschaft angefüllt.

In seiner Eröffnungsrede sagte der Präsident: „Chicago zeichnet sich vor allen anderen Städten aus durch sein rasches Aufblühen, seine Einwohnerschaft, sein Reichtum und sein Handel sind in beständiger Zunahme begriffen. Vielleicht ist aber doch seine Unternehmung in hiesiger Stadt so rasch gewachsen, wie unser Verein. Während der letzten Wochen, als unser Gebäude der Vollendung entgegen ging, hat mir mehr als einer die brüderliche Ermahnung gegeben: Werdet nur nicht stolz! Das ist ein guter Rat. Lass uns darum noch mehr als bisher dem Herrn alle Ehre geben, dem wir unseren Erfolg verdanken.

Vor wenigen Jahren stand noch dieser Verein nahezu auf dem Aussterbe-Etat. Man meinte damals, wenn man nur einen Saal eröffne und die Vereinsstunden anzeige, so würden die Sünder sich schon von selbst herzumachen, um gerettet zu werden. Man ist aber zur Einsicht gekommen, dass, wenn Verlorene gerettet werden sollen, man sie in ihren Winkeln aufsuchen muss, wo sie sich versteckt halten vor dem Lichte Jesu Christi und seinem Evangelium. Wir fingen an, hinauszugehen auf die Strassen und

Gassen der Stadt und einzuladen, wen wir fanden. Das hat uns der Herr befohlen, und weil wir ihm gehorcht haben, so hat er uns diese Halle erbaut.

Jetzt gilts aber nicht auf den Lorbeeren zu ruhen. Wer will sagen, wir haben jetzt die äusserste Grenze unserer Anstrengungen erreicht? Nein, jetzt müssen wir erst recht anfangen! Scharen wir uns ums Kreuz und suchen wir die ganze Stadt für Christum zu gewinnen! Wenn ich die Tausende von jungen Männern unbekümmert dem Tod entgegen gehen sehe, so kann ich nicht anders, ich muss Jesu zu Füssen fallen und ihn anflehen, dass Er sie rette.

Die bisher erfahrenen Gebetserhörungen und der grosse Segen, den Er auf unser Werk gelegt, sind mir eine Bürgschaft, dass noch ein mächtiger Einfluss von uns ausgehen soll über alle Staaten der Union, ja bis hinüber über den Ozean."

Moody hat diese letzteren Worte mit prophetischem Blick gesprochen. In ganz Nordamerika sind jetzt ähnliche Vereine und Vereinshäuser entstanden, wie damals in Chicago, und Moody selbst ist das Werkzeug geworden zu einer Evangelisation nicht nur in Amerika, sondern bis nach Europa hinüber, die ihresgleichen in der Kirchengeschichte schwerlich hat.

Auf den Vereinspräsidenten folgte bei der Einweihung als zweiter Redner der Präsident des Baukomitees, Herr Farwell.

„Vor 25 Jahren", begann er, „sah man durch die schmutzigen Strassen von Chicago täglich einige Wasserfässer fahren, aus welchen in Ermangelung anderer Brunnen die Leute das Seewasser in Empfang nahmen. Einige Zeit nachher fing man an, das Wasser eines Teiches mittelst hölzerner Röhren in die Stadt zu leiten. Als die Stadt sich vergrösserte, planierten einige unternehmende Kapitalisten die Erstellung eines grossen Wasserbehälters, der die ganze Stadt mit dem Nass versorgen sollte. Der Platz, auf welchem heute unser Vereinshaus steht, war von der Wasserversorgungs-Gesellschaft bereits für diesen Zweck angekauft worden, als die Stadtverwaltung beschloss, das gemeinnützige Werk selbst an die Hand zu nehmen und in jedem Quartier einen Wasserbehälter zu erstellen. Alles Wasser musste dem See entnommen werden, und zwar wurde es damals noch unmittelbar am Ufer gefasst, wo es doch immer mehr oder weniger unrein ist. Endlich aber legte man den jetzt bestehenden

Tunnel an, vermittelst dessen das Wasser aus der Tiefe des Wassers gewonnen wird, aus einer unerschöpflichen Brunnstube.

Haben wir nun unser Vereinshaus an den Platz gestellt, wohin ursprünglich der zentrale Wasserbehälter der Stadt hätte kommen sollen, so soll nun dieser Ort auch zu einem Zentrum des geistlichen Lebens werden, von dem jenes Wasser ausgeht, das, wenn jemand davon trinkt, ihn nicht mehr dürsten lässt. Und dieses Wasser wollen wir denn auch nicht von den engbegrenzten Ufern irgend einer Kirche oder Gemeinschaft, sondern aus dem Herzen Christi selbst, aus den Tiefen der Gottheit schöpfen. Nur dann kann die Segensflut sich über die ganze grosse Stadt verbreiten!“

Nach dieser Rede legte Herr Farwell die Rechnung ab. Es zeigte sich, dass das Gebäude samt Grundstück auf 199'000 Dollar gekommen war, also auf eine Million Franken. Davon waren 135'000 Dollar in Aktien gezeichnet worden, weitere 50'000 Dollar mussten als Hypothek aufgenommen werden, und dann blieben immer noch 14'000 Dollar zu bezahlen übrig. Herr Farwell schlug vor, man möge zur Aufbringung der letzteren Summe sofort eine Subskriptionsliste in der Versammlung zirkulieren lassen. An Mietzinsen sollte das Gebäude jährlich 32'000 Dollar abwerfen, die Auslagen für dasselbe samt Zinsen für das Kapital wurden jährlich auf 17'000 Dollar veranschlagt, sodass dem Verein immerhin ein Überschuss von 15'000 Dollar bleiben würde, den er zur Schuldentilgung verwenden werde. Man sieht hieraus, dass auch in dem reichen und freigebigen Amerika die Vereinshäuser nicht immer schuldenfrei erbaut werden können, und obschon Moody, wie wir gesehen haben, ganz „im Glauben lebte“, meinte er doch, man dürfe ein solches Haus nicht bauen, ausser es werde alles dazu geschenkt. Einer der Redner führte mit Recht Missionar Cares Wort an:

„Unternehmet Grosses für Gott und erwartet Grosses von Gott!“

Das Gebäude war nun da, aber es hatte noch keinen Namen. Da stand Moody gegen das Ende der Einweihungsfeier auf und sagte: „Wir sind durch eine erste Zeichnung von 30'000 Dollar durch unseren Präsidenten der Baukommission in den Stand gesetzt worden, den Bauplatz anzukaufen und den Bau zu unternehmen. Ich mache deshalb den Vorschlag, dass wir diesem

Gebäude den Namen 'Farwell-Halle' geben. Wer damit einverstanden ist, sage Ja!“

Der Vorschlag wurde unter allgemeinem Beifall angenommen, worauf Moody noch einmal die fehlende Summe von 14'000 Dollar in Erinnerung brachte. Die Zeichnungsliste bewies nachher, dass seine Bitte keine tauben Ohren gefunden hatte.

Das schöne Vereinshaus, das mit so grossem Kostenaufwand erstellt worden war und auf welches man so grosse Hoffnungen setzte, sollte aber leider nicht von langer Dauer sein. Im September 1867 eingeweiht, wurde es schon im Januar 1868 ein Raub der Flammen. Das bedeutete einen schweren Verlust, denn das Gebäude war nur zum Teil versichert.[11]

Aber während die Trümmer noch rauchten, wurde schon eine neue Subskription eröffnet. Ein neues Gebäude erstand auf den alten Fundamenten, noch geräumiger und besser eingerichtet, als das erste. Es steuerten dazu auch solche Leute ganz beträchtliche Summen bei, die sich sonst um Religion gar nicht kümmerten, die aber Moodys Eifer und Glaubensmut bewunderten.

Unter den alten Bürgern Chicagos befanden sich zwei sehr begüterte Herren dieser Sorte, mit denen Moody in bestem Einvernehmen stand. Der eine war ein früherer Bürgermeister, der andere dessen alter Freund. Der erstere kehrte eines Tages von einer langen Reise in Europa nach Chicago zurück und hatte dabei das Unglück, dass sein Wagen umfiel, und er an einen Abweisstein geschleudert wurde. Nicht unerheblich verletzt, wurde er aufgehoben und ins nächste Hotel gebracht, wo Moody ihn sofort besuchte. Er setzte sich neben das Bett des alten Herrn und sagte zu ihm: „Ich habe letzter Tage vernommen, dass Ihr alter Freund J. sich zu Gott bekehrt habe, und da dachte ich gleich, nun sei auch Hoffnung für Sie, lieber Herr W. Ich liess deshalb in der Mittagsbetstunde für Sie beten, und sehen Sie, der Herr hat unsere Gebete erhört, indem er Ihren Wagen umgeworfen und Ihnen das Bein zerschlagen hat. Nun haben Sie Musse für Ihre Seele zu sorgen.“

„Das ist möglich“, sagte der Verwundete nachdenklich.

---

11 *Die Kapazität der zweiten Farwell-Halle des YMCA von 1869 betrug 3500 Plätze. Das erste Gebäude stand an der Madison Street zwischen der LaSalle und der Clark Street.*

Da der Arzt erschien, konnte Moody das Gespräch nicht weiter fortsetzen, kam aber bald darauf wieder, um mit dem Kranken zu beten. Als er geendigt, brach der alte Herr in Tränen aus und sprach mit gebrochener Stimme: „Ich danke Ihnen, Herr Moody! Man hat zwar schon oft für mich gebetet, man hat mich auch schon oft angebetet, aber Sie sind der erste, der mit mir gebetet hat.“

Einige Tage später sprach Moody wieder bei ihm vor. Inzwischen war die Farwell-Halle niedergebrannt und Moody ersuchte den Alt-Bürgermeister, ihm eine Anzahl Aktien für die neue Halle zu zeichnen.

„Das ist eine geschäftliche Angelegenheit“, sagte Herr W. „Wenn mein Verwalter damit einverstanden ist, will ich Aktien übernehmen. Aber hier ist etwas für Sie, Hr. Moody.“ Mit diesen Worten zog er eine Geldanweisung für eine bedeutende Summe hervor. Moody wollte das Geschenk nicht annehmen, er bedürfe nichts, versicherte er. Aber der freundliche Herr nötigte ihn.

„Seitdem ich hier krank darniederliege“, sagte er, „sind eine Menge Kollekteurs zu mir gekommen, um mir Geld abzubetteln. Sie, Herr Moody, haben mich immer nur in seelsorgerlicher Absicht besucht. Nun erhalten Sie hier, was ich den andern nicht geben konnte. Nehmen Sie dieses Geld und brauchen Sie's für sich selbst und Ihre Familie.“

Trotz aller Mühe, die sich Moody für den Verein junger Männer gab, konnte es nicht fehlen, dass seine Methode auch Unzufriedene schuf. Es gab unter den Mitgliedern religiös gleichgültige Leute, die dem Verein wegen seiner gemeinnützigen Einrichtungen und der Unterhaltung, die man da fand, beigetreten waren. Die Betstunden und sonstigen religiösen Versammlungen waren ihnen ein Dorn im Auge, und die puritanischen, oder, wie man bei uns sagen würde, pietistischen Grundsätze des Vereins erregten ihren Widerwillen. Diese Leute suchten dann hie und da einen vergnügten Abend nach ihrem Sinne zu haben. So mieteten sie eines Tages die Halle für eine gesellige Vereinigung, die mit einem Tanze endigen sollte. Schon waren sie damit beschäftigt, Tische und Bänke zur Seite zu stellen, um den Füssen der Tänzer Raum zu schaffen. Da erschien Moody, nicht wenig erstaunt über die Frechheit, die einen dem Dienst des Herrn geweihten Saal in ein Tanzlokal verwandeln

wollte. Er protestierte lebhaft gegen dieses Beginnen, und als er sah, dass sie trotzdem entschlossen waren, ihren Vorsatz auszuführen, drehte er einfach das Gas ab. Nun konnten sie sehen, wie sie den Weg aus der ägyptischen Finsternis hinaus auf die Strasse fanden.

Über eine derartige Behandlung höchst aufgebracht, beschlossen die Gegner, einen eigenen Verein zu gründen, der ihnen grössere Freiheiten bieten würde. Den willkommenen Anlass dazu gab ihnen die oben erwähnte Zerstörung des Vereinshauses durchs Feuer. Unter Anführung eines freisinnigen Geistlichen brachten sie es wirklich bald nach dem Brande zu einer solchen Gründung, deren Zweck es sein sollte, junge Leute durch unschuldige Vergnügungen vom Wirtshaus abzuhalten, ohne sie jedoch mit Beten und Psalmensingen zu belästigen. Dafür wollten sie Literatur und Kunstsinn pflegen. Sie nannten sich trotzdem „Christlicher Verein.“ In der Tat blühte dieser Verein, so lange die neue Farwell-Halle noch nicht fertig war. Kaum aber war das pietistische Vereinshaus aus seinen Trümmern wieder erstanden, so schmolz der „Christliche Verein“ ganz bedenklich zusammen, und es ging nicht lange, so fand eine Versteigerung statt, bei welcher auch das letzte Dominospiel unter den Hammer kam, nur damit die Schulden des liberalen Vereins bezahlt werden konnten. An die Stelle des Vereins aber trat ein nützliche Schule, und so hatte die Opposition gegen den unter Moodys Leistung stehenden Verein junger Männer gründlich Fiasko gemacht.

Moody setzte nach wie vor seine ganze Kraft zur Rettung der Seelen ein, mit blosser Unterhaltung der jungen Leute begnügte er sich nicht. Eine gute Gelegenheit, Seelen zu gewinnen, boten ihm die Mittagsbetstunden. Um elf Uhr pflegte er in das Vereinshaus zu kommen. Dreiviertel Stunden brachte er dort regelmässig in einem kleinen Zimmer im Privatgebete zu, um dann ein Viertel vor 12 Uhr sich vor der Türe der Halle aufzustellen und die Passanten einzuladen, an der Gebetsversammlung teilzunehmen. Da konnte er zum Beispiel irgend einem Vorübergehenden die Hand auf die Schulter legen und ihn fragen: „Sind Sie ein Christ?“ oder „Gehören Sie dem Herrn Jesu an?“ Wurde die Frage bejaht, so schickte er den Mann in die Gebetsversammlung hinauf. Wurde sie verneint, so gab das Anlass zu einer kurzen Unterredung, die nicht selten mit demselben Resultat endigte, wie die folgende:

„Du solltest nicht so zudringlich sein“, sagte eines Tages einer seiner Freunde zu dem kühnen Menschenfischer. „Du bist nur mit genauer Not einer Tracht Prügel entgangen, die dir ein Mann zugedacht hatte, den du letzthin auf der Strasse fragtest ob er ein Christ sei oder nicht. Er sagte mir, er hätte dir eine Ohrfeige gegeben, wenn er nicht gewusst hätte, dass du dich nicht wehren würdest.“

„Wie heisst der Herr?“ fragte Moody neugierig.

Der Freund nannte seinen Namen.

„Hast du ihn letzter Tage gesehen?“

„Nein.“

„Nun“, antwortete Moody triumphierend, „der ist jetzt einer meiner besten Freunde geworden. Letzten Sonntag wurde er getauft und in die Gemeinde aufgenommen. Seine ersten Eindrücke datiert er von jener unverschämten Frage her, die ich an ihn richtete und die ihn zuerst so erzürnte.“

Zu diesen, oft wunderbar gesegneten Angriffen auf gänzlich unbekannte Leute, liess sich Moody ganz von inneren Antrieben leiten, die er dem Geiste Gottes zuschrieb. Solchen Antrieben (Röm. 8, 14) leistete er strikten Gehorsam, auch dann, wenn er sich dadurch veranlasst fühlte, das gerade Gegenteil von dem zu tun, was seine verständigsten Freunde ihm anrieten. Das Resultat bewies in der Regel, dass er sich nicht geirrt hatte. Doch wurde er um deswillen von gewissen Leuten zuerst misstrauisch angesehen, bis sie ihn näher kennen lernten.

So sagte eines Tages ein Chicagoer Arzt zu Herrn Jakobs, Moodys altem Freunde: „Ich traue dem Manne nicht, ich halte ihn für einen Betrüger.“

Nicht lange darauf kam derselbe Arzt extra in Herrn Jakobs Büro und entschuldigte sich, dass er ein solch hartes Urteil über Moody ausgesprochen. Er sei zu anderer Überzeugung gekommen, sagte er.

„Wieso denn?“ fragte Herr Jakobs.

„Ich wurde“, so erzählte der Arzt, „kürzlich zu einer sterbenden Frau gerufen, die ein schlechtes Leben geführt hatte. Sie übergab mir ihre Uhr und Juwelen mit der Bitte, die Gegenstände ihrer Tochter zu senden. Sie habe dieselbe seit vielen Jahren nicht

mehr gesehen, wisse auch nicht, wo sie wohne, aber Herr Moody könne mir die Adresse geben.

Ich verschaffte mir die Adresse und schrieb der Tochter. Sie kam nach Chicago, wies ihre Identität nach und erhielt daraufhin die Hinterlassenschaft ihrer Mutter. Mir fiel dabei das ehrbare und vornehme Aussehen der Tochter auf und ich musste sie fragen, wie es komme, dass sie nicht auch die traurige ihrer Mutter erwählt habe.

Darauf erzählte mir die Dame, wie sie als kleines Mädchen Moodys Sonntagsschule in der Nord-Markthalle besucht habe. Herr Moody sei eines Tages zu ihrer Mutter gekommen und habe sie gebeten, ihm ihr Töchterlein azuvertrauen, damit er es irgendwo in Sicherheit bringen könne. Die Mutter willigte ein, und so versorgte er das Mädchen bei einer christlichen Familie in einem anderen Staat. Die Leute hätten sie adoptiert, und nun sei selbst eine glückliche Gattin und Mutter geworden. Ihr ganzes Glück verdanke sie nächst Gott dem Herrn Moody.

Ein solcher Mann muss ein wahrer Christ sein“, meinte der Arzt.

Kapitel 10: Wie Moody ein Bibelforscher geworden ist

In der ersten Zeit seines Wirkens für den Herrn bestanden Moodys Reden meistens aus Erzählungen eigener oder fremder Erlebnisse. Seinen Predigten legte er zwar in der Regel auch ein Schriftwort zu Grund, doch diente ihm dasselbe nur als Motto, die Predigt war keine Erklärung desselben.

Da der den Inhalt seiner Reden nicht aus Gottes Wort zu schöpfen pflegte, befand er sich zuweilen in Verlegenheit um einen Gegenstand, worüber er sprechen sollte. Zum Studieren glaubte er keine Zeit zu haben, sondern er begab sich dann in solchen Fällen zu einem seiner Freunde und unterhielt sich mit ihm, bis ihn die Unterredung auf einen passenden Gedanken brachte, mit dem er dann meist stracks in die Versammlung eilte, um ihn zum Ausgangspunkt seiner Rede zu machen. Seine mannigfaltige Tätigkeit und seine öfteren Reisen liessen ihm immer wieder neuen Stoff zu seinen Ansprachen finden. Traf er einen Freund, von dem etwas Brauchbares zu hören hoffte, so bat er ihn um Mitteilung seiner Erfahrungen, und wenn er mit seinen Freunden zusammen im Vereinshaus zu Mittag speiste, musste ihm einer um den anderen den besten Gedanken mitteilen, den er heute gehabt hatte. Da er viel mit erfahrenen und gottgeweihten Leuten verkehrte, auch fast täglich und oft wunderbare Bekehrungen erlebte, stand ihm so eine gewissermassen unversiegbare Quelle offen, aus der ihm immer neue Anregung zuströmte. Kein Wunder, dass er als einer der interessantesten Gelegenheitsredner galt, der besonders bei Jahresfesten und Konferenzen der Sonntagsschul-Lehrer hin und im Land gerne gesehen wurde.

Bei alledem fehlte ihm ein tieferes Eindringen in die Schätze der Heiligen Schrift. Er las die Bibel gerne, ihre Verheissungen waren im Stecken und Stab, und er nährte sein inneres Leben an Gottes Wort. Aber die göttliche Kunst, dieses Wort auch anderen

zu erklären, verstand er nicht. Auf diesen Mangel wurde Moody durch folgende Erfahrung aufmerksam gemacht.

Als er an einem Samstag Chicago verliess, um den Sonntag auf einer auswärtigen Konferenz zuzubringen, sagte er zu seiner Frau: „Ich habe einen Brief von dem Engländer Henry Moorhouse[12] erhalten, den man wegen seiner Jugend nur den Knabenprediger nennt. Derselbe schreibt mir, er werde heute in Chicago eintreffen und sei bereit, morgen für mich zu predigen. Es ist zu späten, jetzt noch jemand anders zu finden, so denke ich, man versuchts mit ihm für den Morgen-Gottesdienst. Erweist er sich als unbrauchbar, so muss einer der Ältesten für den Abend einen anderen Prediger suchen, oder sie sollen dann eine Gebetsversammlung halten."

Als Moody im Laufe der folgenden Woche zurückkehrte, war seine erste Frage: „Wie hat Henry Moorhouse gepredigt?"

„Ausgezeichnet!" antwortete seine Frau. „Am Sonntagmorgen predigte er über den Text: „Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab." Sein Wort fesselte die Leute so, dass die Kirche am Abend gedrängt voll wurde. Er redete weiter über denselben Text, und legte ihn so herrlich aus, dass die Ältesten ihn baten, diese Woche hindurch jeden Abend zu predigen."

Das gab eine denkwürdige Woche. Abend für Abend predigte Moorhouse zu immensen Versammlungen, und zwar jeden Abend über denselben Text, bis dass die Liebe Gottes als die zentrale Wahrheit der ganzen Bibel vor den Augen der Zuhörer stand.

Als die Versammlungen vorüber waren, sagte Moorhouse zu Moody: „Sie befinden sich auf falscher Bahn. Ändern sie ihren Kurs, fangen Sie an, Gottes Wort zu predigen, anstatt des eigenen, so wird Er sie zu einem viel grösseren Segen machen."

Moody hatte bereits erkannt, während er dem jungen Prediger Abend für Abend zugehört hatte, wie berechtigt diese brüderliche Ermahnung sei. Die „sieben Predigten über einen Text" waren ihm zu einer neuen Offenbarung geworden. Er sah ein, welch ein Licht ein Wort Gottes sei, und was es heisse, Schrift durch Schrift zu erklären. Pauli Ermahnung an Timotheus ging ihm wie

12 *Im Original „Harry Moorhaus" genannt.*

nie zuvor zu Herzen: „Ich beschwöre dich vor Gott und dem Herrn Jesu Christo, der da richten wird die Lebendigen und die Toten mit seiner Erscheinung und mit seinem Reich: Predige das Wort!“

Nun galts aber zuerst, das Wort so kennen zu lernen, dass er es predigen konnte. Das war freilich schwierig. Er hatte keine Zeit, um Bücher zu studieren, und hatte er Zeit, so fehlten im die Bücher. Herr Moorhouse half ihm aus der Verlegenheit: „Sie haben nur ein Buch nötig, um die Bibel zu studieren“, sagte er, „nämlich die Bibel selbst.“

„Sie haben aber gewiss manches Buch studiert, um zu ihrer jetzigen Bibelkenntnis zu gelangen?“ meinte Moody.

„Nein“, sagte Moorhouse, „sondern seitdem ich evangelisiere, benütze ich nur ein einziges Buch. Verstehe ich ein Schriftwort nicht, so nehme ich ein anderes zu Hilfe, und bleibt mirs auch so noch unverständlich, so gehe ich direkt damit zum Herrn.“

Das war nun eine Hochschule, auf der selbst Moody noch studieren konnte. Propheten und Apostel sollten die Professoren sein, die Schrift seine Lehrmeisterin. Herr Moorhouse aber musste die erste Anleitung zu diesem Studium geben. Er hielt mit etwa fünfzig Freunden in Moodys Haus die erste „Bibellese-Stunde“ ab, die vielleicht überhaupt in Amerika gehalten worden ist. Jeder brachte seine Bibel mit, und nachdem man um die Erleuchtung des heiligen Geistes gebetet, der das Wort eingegeben, es also auch allein erklären kann, liess Herr Moorhouse von den Anwesenden solche Stellen aussuchen, die von der Erlösung handeln. Anhand dieser Stellen alten und neuen Testaments wurde gezeigt, was die Bibel unter Erlösung versteht. An diesem einen Beispiel wurde es Moody klar, wie man biblische Begriffe entwickelt und zur sicheren Erkenntnis biblischer Wahrheit gelangen kann. Diese Methode hat er seitdem in seinen Bibelstunden und Studien befolgt.

Von der Zeit an, da Moody in die Bibel hineingeführt wurde, vollzog sich in seinem inneren Leben und in seiner Wirksamkeit eine Umwandlung. Hatte er früher die Neubekehrten angewiesen, sofort etwas für den Herrn zu tun, so betonte er jetzt, wie notwendig es sei, dass der Herr zuerst etwas an ihnen tue. Er fing an, den Wert einer gänzlichen Hingabe und der völligen Liebe zu erkennen. Moody lehrte nicht mehr, wie bisher, dass Heiligung

durch einen lebenslangen Kampf mit der Sünde, den alten Menschen und der Welt zu erlangen sei, sondern er erkannte, dass das neue Herz eine Gabe dessen sei, der da spricht: „Ich will euch ein neues Herz und einen neuen Geist in euch geben.“ Moody fing an, die Bibel auf den Knien zu studieren. Auf diese Weise fand er auch in den dunkeln Schächten derselben das Gold. Seine Predigten wurden dadurch immer reichhaltiger. Seine Bibel, in der trefflichen Übersetzung von Bagster, begleitete ihn überhallhin. Ihr Studium füllte fortan alle seine freien Augenblicke aus. Einst predigte er über das „Erbarmen des Heilandes“. Ein Doktor der Theologie hörte ihm zu und sah, welch tiefen Eindruck dieser Vortrag auf die Versammlung machte: „Wie haben Sie diese Predigt studiert?“ fragte der Doktor. Moody antwortete: „Ich habe in meiner Bibel alle die Stellen nachgeschlagen, die von dem Erbarmen des Heilandes handeln und habe darüber gebetet, bis dass sein unbegrenztes Erbarmen mich überwältigte und ich auf der Erde liegend weinen musste, wie ein Kind!“

Ein englischer Prediger, der nach Chicago kam, lenkte Moodys Aufmerksamkeit noch auf eine andere Art des Bibelstudiums. Der betreffende Herr, ein Dr. Punshon,[13] hielt nämlich in der Farwell-Halle Vorträge über „Daniel in Babylon“. Dies veranlasste Moody auch seinerseits biblische Charakter-Bilder zu studieren und seinen Zuhörern vorzuführen. Abraham und Moses, Daniel und Noah, Samuel und David, Johannes und Paulus erstanden nach einander vor seinem erstaunten Blick und vor den Augen seiner Zuhörer. Weit und breit hielt er diese Vorträge, wohin er gerufen wurde.

Sein brennender Wunsch, in der Erkenntnis des Wortes Gottes gefördert zu werden, trieb ihn um jene Zeit zu einem Besuch in England, wo er von solchen Männern, die mächtig waren in der Schrift, viel zu profitieren hoffte. Damals hörte er auch Spurgeon[14] zum erstenmal, mit dem sich später innig befreundete. Als er in dem grossen Tabernakel sass und die andächtig lauschende Menge sah, kam und ihm der Gedanke, ob nicht auch

13 *Wahrscheinlich ist der englische, nonkonformistische Prediger William Morley Punshon, 1824-1881, gemeint, der 1868 anlässlich einer Konferenz der Wesleyan Methodist Church in Chicago weilte.*

14 *Charles Haddon Spurgeon lebte von 1834 bis 1892 und war baptistischer Erweckungsprediger in London. Er gehört zu den bedeutendesten und bekanntesten Predigern des 19. Jahrhunderts.*

in Chicago etwas ähnliches möglich wäre. Moody ahnte damals noch nicht, dass er wenige Jahre später in London selbst noch grössere Versammlungen als sogar Spurgeon um sein Wort vereinigen würde. Auch während jenes ersten dreimonatigen Aufenthalts in England predigte Moody öfters, aber nirgends mit sonderlichem Erfolg. Gott bereitete seinen Knecht erst noch zu, um ihm hernach Grösseres aufzutragen.

Moody suchte nun sein ganzes Denken und Reden an die Bibel anzuschliessen. Er hörte es nicht mehr gerne, wenn jemand seine inneren Erfahrungen anders als in biblischer Sprache ausdrückte. Trug jemand eine neue Lehre vor, so fragte er: „Können Sie das mit Gottes Wort begründen?“ Und zu seinen Mitarbeitern pflegte er oft zu sagen: „Wenn ihr mit heilsverlangenden Seelen redet, so gebt ihnen Gottes Wort. Menschenwort ist kein nütze, Jesu Worte aber sind Geist und Leben.“ Die besonders in Amerika weitverbreitete Meinung, man müsse die Gleichgültigen durch allerlei interessante Erzählungen und Anekdoten aufzuwecken und anzuziehen suchen, um ihnen dann erst Gottes Wort zu sagen, bezeichnet Moody als einen Irrtum: „Gott weiss am besten, was die Menschen interessiert“, pflegt er zu sagen. Allerdings braucht er ja selbst viele Anekdoten und Erzählungen in seinen Vorträgen, aber nur in der Absicht, Gottes Wort zu erklären und die göttlichen Wahrheiten in Herz und Gewissen einzuprägen. Man kann keine von Moodys Reden lesen, ohne nicht über irgend eine biblische Wahrheit ein neues Licht zu empfangen.

Kapitel 11:
Wie man vom Glauben lebt

Seit der Zeit, da Moody dem geschäftlichen Leben den Rücken gekehrt, hat er in zeitlichen wie in geistlichen Dingen vom Glauben gelebt. Der Herr weiss, wie viel Geld sein Knecht bedarf und so viel wird Er ihm auch sicherlich geben, das war seine Zuversicht. Allerdings hat er zuweilen nahezu Mangel gelitten. Aber solche Erfahrungen haben sich immer wieder nur als Glaubensproben erwiesen. Sein Vertrauen wurde dadurch so befestigt, dass er öfters sich zur Abreise nach einem Ort anschickte, wohin Gott ihn gerufen hatte, ohne dass er noch das Reisegeld besass. Irgend jemand ist denn auch jedesmal noch rechtzeitig zur Stelle gewesen, um ihm das Billet zu lösen.

Moody kollektierte öfters grosse Summen für das Werk des Herrn, oder für die Armen, niemals aber für sich selbst. Ja er wollte nicht einmal, dass seine Bedürfnisse bekannt gemacht würden, weil ihm dies als Bettelei vorgekommen wäre. Hatte er etwas nötig, wozu ihm die Mittel fehlten, so betete er einfach darum, und es kam.

In der alten Familienbibel, die wir eingangs unserer Geschichte erwähnten, findet sich unter anderem auch folgende Notiz:

„D. L. Moody und Emma C. Revell, haben sich verehelicht den 28. August 1862.“

Die Ehe ist das älteste Gnadenmittel. „Wer ein Weib gefunden, der hat ein grosses Gut gefunden und Gunst von dem Herrn erlangt“, sagt Salomo, und Moody war damit einverstanden. Seine Gehilfin hatte schon vorher im Stadtmissionswerk mitgeholfen. Er lehnte sie in jener Sonntagsschule kennen, wo er sich seinerzeit als Lehrer anerboten hatte und sich selbst erst seine Klasse auf der Strasse zusammenlesen musste. Erst nachdem Moody für seine Nordmarkt-Missions-Sonntagsschule ein Heim gefunden hatte, ging er an die Gründung eines eigenen Herdes. Ein kleines Häuschen genügte ihm dafür. Wie sich erwarten lässt, war es ein sehr freundliches und gastliches Haus,

fast immer von Gästen, alten Freunden und Fremdlingen heimgesucht, die auch von Frau Moody ohne Murren empfangen wurden. Die Armen wussten die Hausnummer bald auswendig. Im Hause herrschte neben christlichem Ernst fröhliche Heiterkeit. Moody erlaubte sich gerne einen Spass mit seiner Frau und mit den Gästen, konnte lachen, singen und springen mit den Kindern, unter denen er selbst zum fröhlichen Kinde ward.

Aber mitten im fröhlichen Treiben konnte er plötzlich abbrechen, wenn ihn irgend ein ernster Gedanke traf. Dann kommandierte er: „Nehmt die Bibel zur Hand“ und im Nu war die ganze Familie in eine Bibelklasse verwandelt.

Kam eine unbekehrte Person ins Haus, so konnte er auf der Stelle alles andere liegen lassen, um mit dem Besucher über sein Seelenheil zu reden. Fand er, dass der Geist Gottes bereits an dem betreffenden Menschen arbeitete, so warf er sich ohne langes Besinnen mit ihm auf die Knie.

Die Ehe war mit zwei Kindern gesegnet, welche, ein Knabe und ein Mädchen, die Lebhaftigkeit ihres Vaters ererbt zu haben scheinen. Eines Tages fand Moody den Knaben mit einer prächtigen Bilderbibel beschäftigt. Er hatte das Bild des Judas Iskariot vor sich und war eben daran, dem Verräter mit einer Schere beide Augen auszustechen. In der Morgen-Andacht war nämlich die Geschichte des Verrates gelesen worden, die den Jungen so erbittert hatte, dass er auf diese Weise an Judas Rache nehmen wollte.

Auch nach seiner Heirat weigerte sich Moody, eine fixe Besoldung anzunehmen: Er traute dem Herrn, der ihn versorgt hatte, als er noch allein gewesen war, zu, dass er gewiss auch seine Frau und seine Kinder versorgt werde. In dieser Erwartung wurde er nicht zu Schanden. Ob sie auch zuweilen an die Grenze der Not kamen, Not leiden durften sie doch nie. Davon ein Beispiel:

An einem Freitagmorgen sagte Moody beim Verlassen des Hauses zu seiner Frau: „Ich habe kein Geld, und du hast nichts mehr im Haus. Es scheint, der Herr habe mich nicht mehr nötig in seinem Werk. Vielleicht will Er mich wieder in den Laden schicken, um Schuhe und Stiefel zu verkaufen.“ Es wurde Sonntag, ohne dass etwas gekommen war. An diesem Tage aber erschien ein fremder Besucher in der Sonntagsschule und wurde

so erfreut durch das, was er dort sah, dass er gleich nachher von seinem Hotel aus zwei 50 Dollar-Banknoten an Moody sandte, von denen er die eine für die Schule, die andere für Moodys persönliche Bedürfnisse bestimmte.

„Hier, Frauchen, siehst du“, sagte Moody mit kindlicher Freude, „dass der Herr uns nicht vergessen hat. Wir wollen wenigstens noch so lange fortfahren mit unserem Werk, bis die 50 Dollar aufgebraucht sind.“

Ein anderes Mal bat Frau Moody ihren Mann beim Ausgehen, er möchte ihr doch Mehl bringen lassen aus der Stadt, sie habe gar keins mehr. Der Hausherr aber hatte kein Geld. Während er nun unterwegs darüber sann, woher er das Nötige nehmen könnte - Schulden machen wollte er nämlich nicht – begegnete er jemandem, dessen Heil ihm sehr am Herzen lag. Über dem Gespräch mit dem Betreffenden vergass er aber Geld und Mehl, und erst abends beim Nachhausekommen fiel ihm plötzlich beides wieder ein. Beschämt über seine Vergesslichkeit schlich er sich, wie er meinte, unbemerkt in sein Zimmer hinauf, um dem Herrn seine Not zu klagen. Kaum aber war er oben angelangt, so rief die Hausglocke zum Tee. Man musste ihn also doch gehört haben. Wie erstaunt war Moody, als er beim Eintritt ins Esszimmer den Tisch mit einer währschaften Platte voll schneeweisser Biscuits garniert fand. Da musste also doch irgendwie Mehl ins Haus geflogen sein.

Das Geheimnis klärte sich bald auf. Ein Nachbar hatte sich gedrungen gefühlt, der Familie eine Tonne Mehl zum Geschenk zu machen und hatte dasselbe schon am Vormittag geschickt.

Der Herr sorgte aber nicht nur knapp, sondern geradezu glänzend für seinen Knecht. Ein alter Freund Moodys errichtete an einer neuen Strasse eine Reihe von eleganten Häusern. Von diesem bestimmte er im geheimen Einverständnis mit anderen Freunden eines für Herrn Moody, unter der Bedingung, dass andere die vollständige Ausstattung des Hauses übernehmen würden. Dieser Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen, und das Haus vom Keller bis zum Estrich mit allem möglichen Komfort ausgestattet. Weiche Teppiche wurden gelegt, seine Möbel und Ornamente im Empfangszimmer aufgestellt und dessen Wände überdies mit dem lebensgrossen Porträt Moodys und seiner Frau geziert. Im Studierzimmer wurde ein grosses Büchergestell mit

nützlichen Büchern angebracht, Schlafzimmer, Esszimmer und Küche mit allem Nötigen versehen. Porzellan, Silbergeschirr und Tischtücher vervollständigten die luxuriöse Einrichtung. Alle nur erdenklichen Hausgeräte wurden herbeigebracht und durch kundige Hände geschmackvoll geordnet.

In der Morgenfrühe des Neujahrstags holte man das ahnungslose Ehepaar in einem Wagen ab und führte sie, sie wussten nicht wohin. Der Wagen hielt in einer eleganten Strasse, und die Insassen wurden in ein Haus geführt, das zu ihrer nicht geringen Verwunderung voll wohlbekannter Gesichter war. Nachdem man einander begrüsst und Moody noch immer nicht wusste, was das werden sollte, trat ein bekannter Geistlicher, Dr. Patterson, vor und überreichte Herrn Moody einen Mietkontrakt für das Haus, laut dem ihm dasselbe samt Inhalt unentgeltlich überlassen wurde als ein Zeichen der Liebe und der Hochachtung, die seine Freunde für ihn hegten und als ein Ausdruck der Dankbarkeit für seine treue Arbeit, durch welche ihre Stadt so reich gesegnet worden sei.

Moody musste sich erst vergewissern, ob er nicht träume. Das alles schien doch zu gut, um wahr zu sein. Sprachlos vor Verwunderung musste er zuallererst die Runde machen durch all die schönen Räume. Erst dann konnte er versuchen, seinen Dank auszusprechen. In bewegten Worten bezeugte er, wie so gut der Herr allezeit mit ihm gewesen sei, und wie er Ihm nicht vergeblich vertraut habe. Zum erstenmal erzählte er den Freunden von den Leiden und Freuden seines Haushalts, wie sie zuweilen mit Not zu kämpfen gehabt und nahe daran gewesen seien, an den Verheissungen Gottes zu zweifeln. Wie das einemal die Mutter, das anderemal ein Kind erkrankt, und doch kein Geld vorhanden gewesen sei, weder für Arzt, noch für Medizin, wie es zuweilen fast geschienen habe, als hätte Gott ihrer vergessen, und wie doch immer die Hilfe zu rechter Zeit eingetroffen sei.

Als die Freunde das alles hörten, erkannten sie, dass der Herr es ihnen ins Herz gab, Seinen Knecht, der um Seinetwillen alles verlassen hatte, auf diese Weise zu ehren, und sie freuten sich nun doppelt, dass sie hatten mithelfen dürfen, den Glauben des lieben Mannes zu belohnen.

Kapitel 12: Die Feuertaufe

Das schöne Haus, mit dem Moodys Freunde ihn beschenkten, sollte leider nicht von langer Dauer sein. Am 8. Oktober 1871 brach das grosse Feuer aus, welches in drei Tagen etwa 15'000 Häuser der Stadt Chicago in Asche legte.[15] Ausser Moodys Haus brannte auch seine Kapelle[16] und die Farwell-Halle[17] nieder, letztere also innerhalb dreier Jahre zum zweiten Mal. Zudem wurden fast alle Gemeindeglieder durch das Feuer um Hab und Gut gebracht.

Moody selbst konnte gar nichts retten als seine Bibel. Seine Familie brachte er im Haus eines Freundes unter, das von den Flammen verschont geblieben war. Er selbst machte sich mit gewohnter Energie sofort an die Versorgung der Obdachlosen. Ein Unterstützungs-Büro wurde eingerichtet, wo die Hungrigen Nahrung und die Nackten Kleidung erhielten.

Sobald der grössten Not abgeholfen war, und andere Hände die Sorge für das leibliche Wohl der Unglücklichen übernehmen konnten, verliess Moody die rauchenden Ruinen, um im reichen Osten der Vereinigten Staaten Mittel für den Bau einer Halle zu suchen, in der er seine Gemeinde und Sonntagsschule wieder sammeln könnte.

In Brooklyn und Philadelphia wurde er freundlich aufgenommen und gebeten, Versammlungen abzuhalten.

---

15 *200-300 Menschen starben, ein Drittel der 300'000 Einwohner wurden obdachlos.*

16 *Das Gebäude wurde am 30. Dezember 1864 dem Zweck übergeben. Es hatte 1500 Plätze und lag an der Ecke von Illinois und Wells Streets. Das Gebäude wurde Illinois Street Church genannt. 1876 wurde die Chicago Avenue Street Church an der Ecke Chicago Avenue und LaSalle Street mit 10'000 Plätzen eröffnet. Ab 1908 wurde die Kirche The Moody Church genannt. In dieser Kirchgemeinde dienten später u. a. folgende Senior-Pastoren: Reuben Archer Torrey, Alan Redpath, Warren W. Wiersbe und Erwin Lutzer ist heute noch im Amt.*

17 *Gemeint ist die zweite Farwell-Halle von 1869. Die erste Halle von 1867 war 1868 abgebrannt. Die Farwell-Halle wurde gemäss YMCA Chicago 1874 wieder aufgebaut, aber ohne Turnhallen.*

„Wie viel haben Sie nötig?“ fragte ihn eines Tages Herr Wanamaker[18] der bekannte Sonntagsschul-Mann, der unter dem früheren Präsidenten der Union Postmeister war [Benjamin Harrison, 1833-1901, war der 23. Präsident der USA, im Amt von 1889 bis 1893].

„Mit tausend Dollar könnte ich eine grosse Bretterhütte bauen, in der meine Sonntagsschule Platz hätte.“

„Sie sollen dreitausend haben“, antwortete der gute Freund.

Moodys Freunde in Chicago sorgten inzwischen für einen Platz, nicht weit von der abgebrannten Kapelle entfernt, auf den sie den projektierten Schuppen stellen wollten. Sie dachten an einen Raum von vierzig Fuss Breite und sechzig Fuss Länge. Moody aber, dessen Glauben den baldigen Wiederaufbau der Stadt voraussah, und dessen Mut in dem Masse wuchs, wie seine Subskriptions-Liste zunahm, bat sie dringend, grösser zu bauen. So entschlossen sie sich denn, die Hütte so gross zu machen, wie es der Platz überhaupt erlaubte und erstellten ein Gebäude von 75 Fuss Breite und 109 Fuss Länge. Es war eine niedere Halle, aus rohen Balken und Brettern gezimmert, inwendig mit starkem Papier ausgefüttert, um die Kälte abzuhalten, und mit Dachpappe eingedeckt. Moodys Gemeindeglieder, die kein Geld geben konnten, legten selbst Hand an das Werk. Tag und Nacht wurde so gearbeitet, und in kurzer Zeit stand die Halle fertig da.

Jetzt kehrte Moody zurück, um seine zerstreute Herde wieder zu sammeln. Fast mochte es scheinen, man habe doch zu gross gebaut, denn so weit man von der neuen Halle aus sehen konnte, waren überall nur Ruinen, und hie und da etwa eine provisorische Hütte an eine rauchgeschwärzte Wand angebaut. Aber siehe da, am Tag der Einweihung wurde es lebendig zwischen den verödeten Trümmern. Von allen Seiten her strömten die Kinder herbei und bahnten sich den Weg über die Schutthaufen zu ihrer neuen Sonntagsschule. Über tausend Kinder wohnten der Wiedereröffnung bei, und manche hatten noch ihre Eltern mitgebracht, so dass das Gebäude ganz angefüllt wurde.

Die Halle wurde aber nicht nur für Sonntagsschule und Versammlungen, sondern auch als willkommene Herberge für Obdachlose benützt. Tag und Nacht stand diese Zufluchts-Stätte

---

18 *John Wanamaker lebte von 1838 bis 1922 und führte in seinen Warenhäusern die heute selbstverständlichen Prinzipien Einheits-Preise und Rückgabe-Recht ein.*

offen. Die Leute kamen herein, um sich da zu wärmen, denn die Öfen wurden den ganzen Tag geheizt. Moody teilte auch reichlich Lebensmittel und Kleider aus, die aus allen Landesgegenden zu diesem Zwecke erhielt. Er selbst bewohnte ein kleines Zimmer in der Bretterhütte, zusammen mit einem seiner Sonntagsschul-Lehrer, der zugleich sein Koch und Gehilfe war. An den Vormittagen pflegte er die Familien seiner Gemeinde aufzusuchen, während der Nachmittag und der Abend ihm Gelegenheit boten, mit den Leuten, die in die Hütte kamen, religiöse Versammlungen abzuhalten. Denn er suchte für die Seelen ebensowohl zu sorgen, wie für die Leiber.

Moody hatte, wie gesagt, alles verloren bei dem Brand. Aber Gott hatte ihm bald darauf etwas geschenkt, was mehr wert war als das in Flammen aufgegangene Haus. Es war ihm nämlich während seiner Abwesenheit von Chicago klar geworden, dass ihm noch eine Hauptsache fehle, die Taufe mit dem Heiligen Geist, die Jesus seinen Jüngern verheissen hat. Er ruhte denn auch nicht, bis ihm dieser Segen zu teil geworden war, und so kehrte er an sein schwieriges Werk zurück, gesalbt mit frischem Öl.

Über die wichtige Erfahrung, die er damals machte, hat sich Moody selbst später einmal folgendermassen ausgesprochen.

Als er in einer Bibelstunde über das Wort: „Werdet voll Geistes“ sprach, sagte er: Dieser Segen wurde mir einst plötzlich wie mit Blitzeseile zu teil. Während Monaten hatte ich Hunger und Durst nach Geisteskraft für den Dienst des Herrn. Ich war in einem solchen Dürsten, dass ich glaubte, sterben zu müssen, wenn ich sie nicht empfangen würde. Ich erinnere mich, wie ich die Strassen von New York durcheilte und an allem, was ich tat, so wenig Interesse hatte, als ob ich nicht mehr auf der Welt wäre, da kam auf einmal die Kraft des Herrn über mich. Ich wurde erfüllt mit einem unbeschreiblichen Eindruck der Güte Gottes, so dass es mir schien, mein Herz sei gross genug, um die ganze Welt zu umfassen. Ich wiederholte die Predigt, welche ich früher ohne Kraft gepredigt. Es war ganz die gleiche Wahrheit, aber jetzt verkündigte ich sie mit Kraft. Mehrere Personen wurden dadurch ergriffen und bekehrt.

„Obige Erfahrung machte ich Ende des Jahres 1871, d. h. viele Jahre nach meiner Bekehrung. Ich hatte dannzumal schon eine

Sonntagsschule und eine Versammlung, die beide sehr zahlreich besucht waren, aber Bekehrungen gab es selten. Ich erinnere ich, dass ich stolz darauf war, am Sonntag Abend die zahlreichste Versammlung in Chicago vor mir zu haben. Unter meinen Zuhörern befanden sich zwei Christinnen, welche sehr regelmässig kamen, um mich zu hören. Eines Abends kam eine von ihnen nach der Predigt auf mich zu. Ich sagte mir: „Sie wird kommen, dir für die Predigt das Kompliment zu machen: Denn nach meiner Meinung hatte ich gut gepredigt. Wie gross war aber mein Erstaunen, als sie zu mir sagte: 'Wir beten für Sie.' Ich fragte mich, ob ich etwa Fehler gemacht habe, weil mir diese Schwester so etwas sagte. Am nächsten Sonntag waren sie wieder in der Abend-Versammlung und beteten augenscheinlich für mich, während ich predigte. Nach dem Gottesdienst sagte mir eine von ihnen: 'Wir fahren fort, für Sie zu beten.' Ich verstand sie gar nicht und sagte ihnen: 'Ihr betet für mich! Warum betet Ihr nicht für die Zuhörer? Was mich betrifft, geht ja alles gut.' 'Nein', sagten die Damen, 'es geht nicht alles gut. Sie haben die Kraft des Herrn nicht. Es fehlt Ihnen etwas. Aber der Herr wird es Ihnen geben.' Anfangs war mir gar nicht lieb, was mir soeben gesagt wurde. Aber nachher dachte ich doch darüber nach, und so reifte nach und nach der Wunsch in mir, das zu besitzen, was mir mangle, und dieses Verlangen bemächtigte sich meiner. Die Schwestern setzten ihr Flehen für mich fort, und nach drei Monaten erhielt ich die verlangte Segnung vom Herrn. Nicht um die ganze Welt möchte ich wieder in den früheren Zustand zurück.

Seitdem ich die Taufe des Heiligen Geistes, von der ich soeben gesprochen, erhalten habe, habe ich niemals die Gewissheit meiner Gemeinschaft mit Gott verloren, und die Freude, welche ich in seinem Dienst verspüre, hält mich und macht mir meinen Dienst leicht. Ich glaube, ich war vorher älter, als ich es jetzt bin, indem mir vorkommt, ich werde immer jünger. Früher war ich oft sehr müde, wenn ich dreimal in der Woche predigte, und jetzt kann ich fünfmal predigen an einem Tag und fühle kein Abgespanntheit. Seit jenem Zeitpunkt habe ich dreimal mehr gearbeitet als früher und jedes Jahr geht es besser. Es ist leicht, etwas zu tun für den Herrn, wenn die Liebe uns dazu treibt. Ich würde lieber Steinbrecher werden, als handwerksmässiger Prediger. Ein Mensch kann in einem Jahr mehr tun durch die

Kraft des Heiligen Geistes, als in 40 Jahren ohne dieselbe. Jonathan Edwards[19] sagte, dass er in Northampton [Massachusetts] in einer Woche mehr ausrichte, seitdem der Heilige Geist auf ihn gekommen sei, als er früher in sieben Jahren habe ausrichten können."

Das Gericht, das über die Stadt gegangen war, verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf viele Gemüter zu machen. Das Wort Gottes, von Moody mit neuer Geisteskraft verkündigt, kam nicht leer zurück. Viele wurden erweckt, meinten heute über ihre Sünden und freuten sich morgen der empfangenen Vergebung. Die Erweckungs-Versammlungen, die Moody seitdem überall abgehalten hat, datieren eigentlich von jener Zeit her. Es waren keine menschlichen Machenschaften, die sich nur so ohne Weiteres nachmachen lassen, sondern sie gingen aus einer Geistes- und Feuertaufe hervor, Feuertaufe im doppelten Sinn des Wortes. Durchs Feuer hatte Gott seinen Knecht gehen lassen, im Feuer hatte sich sein Glaube bewährt, so hatte ihn der Herr zu einem grösseren Werk zubereitet. Ohne die schweren Erfahrungen, die er durchgemacht, wäre er kaum im Stande gewesen, den Erfolg zu ertragen, der seiner wartete.

19 *Jonathan Edwards, 1703-1758, war ein kongregationalistischer Erweckungsprediger und gilt als geistiger Vater der Neu-England-Theologie.*

Kapitel 13: In England

Im Sommer des Jahres 1872 besuchte Moody die Mildmay-Konferenz. Mildmay ist ein Diakonissenhaus in London, zugleich ein Zentrum anderer christlicher Werke. Jährlich werden im Juni dort Versammlungen zur Vertiefung christlicher Erkenntnis und des inneren Lebens abgehalten, die aus ganz England, aus Amerika und auch von Europa her viele Besucher anziehen.

Während dieses Aufenthalts in England wurde es Moody klar, dass für ihn hier Arbeit wäre. Er kehrte zwar wieder nach Amerika zurück, bewegte aber den Gedanken in seinem Herzen, und als er Gewissheit erlangt hatte, dass Gott ihn dorthin berufen habe, teilte er seine Gemeinde seine Absicht mit.

Im folgenden Frühling nahm er Abschied von seiner Gemeinde in Chicago und bereitete sich mit seiner Familie zur Reise nach England vor. Reisegeld hatte er noch keines, betete aber wie gewohnt darum. Er war dabei seiner Sache so gewiss, dass er den Tag der Abreise festsetzte. Als ihn ein Freund fragte, warum er denn nach England gehen wolle, antwortete er mit voller Zuversicht: „Um zehntausend Seelen zu gewinnen für den Herrn."

Der Tag der Abreise kam. Nur noch wenige Stunden, und der Zug sollte abfahren, der ihn mit seiner Familie nach New York bringen sollte zur Einschiffung. Noch fehlte das Reisegeld. Da erschien ein Freund, um ihm Adieu zu sagen. Der Freund wusste nichts von Moodys Not, denn davon verlautete gegen Menschen nichts. Der Freund aber sagte: „Ich denke, du kannst in England etwas brauchen", und drückte ihm mit diesen Worten eine 500-Dollar-Note in die Hand.

Jetzt konnte Moody gehen. Am 7. Juni 1875 bestieg er das Schiff und reiste zusammen mit seinem Freunde Sankey nach England hinüber, um dort ein Evangelisationswerk zu beginnen, dessen Gedächtnis wohl in zweimal zehntausend Seelen eingeschrieben

bleiben wird, die Moodys Arbeit in England ihre Bekehrung verdanken.[20]

Moodey und Sankey landeten am 17. Juni in Liverpool. Sankey war schon seit mehreren Jahren Moodys Mitarbeiter in Amerika gewesen. Er hatte durch seine ausdrucksvollen Solo-Gesänge, anlässlich einer Konferenz christlicher Jünglingsvereine, Moodys Aufmerksamkeit auf sich gezogen und wurde von da an dessen unzertrennlicher Begleiter. Moody predigte das Evangelium, während Sankey dasselbe sang. Seine Evangeliums-Lieder sind längst ins Deutsche, wie auch in viele andere Sprachen übersetzt, und sind weltbekannt. In Sankeys Mund sind sie das Mittel zur Erweckung mancher Seele geworden. So bekannte z. B. Ein junger Mann: „Als Sankey in der Markthalle zu Manchester das Lied sang 'Neunundneunzig der Schafe', da wurde mir zum ersten Mal in meinem Leben klar, dass ich einen Heiland nötig habe, und als er an den Vers kam 'in der Wüste, wo sonst kein Retter war, da fand er sein Schaf verschmachtet gar', da sagte ich zu mir selbst 'das bist du' und so übergab ich mich damals dem Heiland auf der Stelle.“

Die beiden Evangelisten folgten nach ihrer Ankunft in England zuerst einer Einladung des Jünglingsvereine von York, wo sie während eines Monats täglich Versammlungen abhielten. Von dort ging es nach Sunderland, aber erst in Newcastle und Umgebung, wo sie drei Monate verblieben, fing es an, sich recht zu regen. Es brach eine Erweckung aus, die sich über ganz Schottland auszudehnen begann und in der Hauptstadt Edinburgh bedeutende Dimensionen annahm. Sie blieben dort vom November 1873 bis zum Februar 1874. Während dieser Zeit sollen 2000 Menschen durch ihre Arbeit bekehrt worden sein. Noch grösser war ihr Erfolg in Glasgow, wo sie ebenfalls drei Monate blieben, und wo am Schluss der Evangelisation 2500 Personen den Herrn gefunden zu haben bekannten.

Moody und Sankey waren mittlerweile die populärsten Männer in ganz England geworden und wurden nun von einer Stadt zur anderen gerufen, bis sie endlich im Februar 1875 auch nach London kamen. Hier mussten die grössten Lokale der Stadt für ihre Versammlungen in Anspruch genommen werden, so die Agrikultural-Halle, ein ungeheures Gebäude, für

20 *Der Methodist Ira David Sankey, 1840-1908, stammte aus Pennsylvania.*

landwirtschaftliche Ausstellungen bestimmt, das rund 20'000 Personen fasst. Unter ihrern Zuhörern bemerkte man die Prinzessin von Wales, die englische Kronprinzessin, Englands ersten Minister, Herrn Gladstone, und andere Notabilitäten. Doch waren die Versammlungen in erster Linie für die unteren Klassen bestimmt, die sich in England von den Kirchen ziemlich ferne halten. Um solche Leute zu gewinnen, veranstaltete Moody an den Sonntagmorgen Versammlungen für die Verwahrlosten, wobei denselben zuerst ein Frühstück gereicht wurde und nachher das Evangelium verkündigt und gesungen wurde. In England, zumal in London, wo es Tausende gibt, die heimatlos herumirren, war das eine äusserst wohltätige und praktische Einrichtung, die auch seitdem beibehalten worden ist.

Sogar das englische Parlament musste sich mit den beiden amerikanischen Evangelisten befassen. Es wurde nämlich in Windsor, in der Nähe des königlichen Schlosses, ein grosses Zelt errichtet, wo Moody predigen sollte. Nun befindet sich dort in der Nähe eine Schule für vornehme Herrensöhne. Der Rektor der Schule erlaubte denselben, die Versammlungen zu besuchen. Dagegen erliessen nun siebzig Parlaments-Mitglieder einen Protest und verlangten von der Regierung ein Verbot, das jene Schüler von Moodys Versammlungen ausschliessen sollte, weil es keine staatskirchlichen Gottesdienste seien, und die jungen Leute allzusehr aufgeregt werden könnten. Gladstone aber und sogar der Erzbischof von Canterbury, das Oberhaupt der englischen Staatskirche, wollten nichts von einem derartigen Verbot wissen und verteidigten Moody wacker gegen die Protestler, deren Antrag denn auch vom Parlament abgewiesen wurde.

Moody und Sankey kehrten am 5. August 1875 wieder nach Amerika zurück und haben dort seitdem in ähnlicher Weise und mit nicht weniger Erfolg als in England gewirkt. Auch sind sie seitdem noch dreimal für längere Zeit nach England herübergekommen. Die zehntausend Seelen aber, die hier Moody für den Herrn zu gewinnen hoffte, sind wohl doppelt und dreifach gesammelt worden.

Kapitel 14: Moodys Erziehungsanstalten

John Wesley pflegte bekanntlich zu sagen: „Die Welt ist mein Kirchspiel.“ Das kann auch von Moody mit allem Recht gelten, seitdem er seine erste grosse Evangelisations-Tour durch England gemacht hat anfangs der 1870er Jahre. Ursprünglich hatte er freilich nichts anderes gedacht, als von der Arbeit in England wieder an sein gewohntes Werk in Chicago zurückzukehren. Aber auf der Rückreise von England wurde es ihm klar, dass er sein Wirken nicht mehr, wie bisher, auf bloss einen Ort beschränken dürfe, sondern als Evangelist bereit sein müsse, dahin zu geben, wohin der Herr ihn rufe.

Er entschloss sich daher, seinen Wohnsitz gar nicht erst wieder in Chicago aufzuschlagen. Umsonst war ihm ja gewiss auch dort das Haus nicht über dem Kopf zusammengebrannt, sondern er begab sich an seinen Geburtsort Northfield, wo seine betagte Mutter noch lebte und heute[21] noch lebt. Irgendwo musste ja doch seine Familie wohnen und auch wenn er keine bleibende Stadt auf Erden haben sollte, musste er doch eine Stätte sein nennen, wohin er sich von seiner Arbeit hie und da ein wenig zurückziehen konnte.

Moody hätte nicht leicht einen besseren Platz zu seinem Wohnort auswählen können, als ihm Gott in Northfield einen gegeben hat, indem er ihn dort geboren werden liess. „Ost und West, daheim das Best!“, glaubt auch er, obgleich er nur höchst selten zu Hause ist. In der Nordost-Ecke der Vereinigten Staaten gelegen, zieht sich Northfield etwa anderthalb englische Meilen am Ufer des Connecticut-Flusses hin. Eine breite, mit riesenhaften Bäumen bepflanzte Allee bildet die Hauptstrasse, die freundlichen weissen Häuser stehen etwas von der staubigen Strasse entfernt, nicht aneindergebaut, sondern jedes von Wiesen und Gärten umrahmt.

21 *1894 geschrieben*

Das Haus, wo Moody geboren wurde, liegt ziemlich abseits von der Hauptstrasse, an einem Nebenweg, der einen Hügel erklimmt. Das Haus ist, wie gesagt, immer noch von Moodys Mutter bewohnt, die nun in ihrem neunzigsten Jahr steht. Sie besorgte noch bis in die letzten Jahre hinein ihre Haushaltung grösstenteils selbst. „Sollte ich aufhören zu arbeiten, so könnte ich ebenso gut gerade sterben“, pflegt sie zu sagen, wenn man sich verwundert über ihren Fleiss. Ohne Zweifel hat ihr Sohn von ihr die Unermüdlichkeit geerbt. Sie liest noch viel, hält sich z. B. mehrere Blätter und zeigt sich immer wohl informiert über die täglichen Ereignisse. Sie ist ein eifriges Glied der Kongregationalisten-Kirche, eine wackere Christin. Der Spruch passte gut auf sie, den man ihr zum 80. Geburtstag geschenkt hat: „Ihre Kinder stehen auf und preisen sie glücklich.“

Als Moody sich entschloss, in Northfield seinen Wohnsitz aufzuschlagen, kaufte er, nicht weit von dem Hause seiner Mutter entfernt, ein einfaches, aber geräumiges Haus samt Umschwung für 3000 Dollar. Es steht ein wenig zu nah an der Hauptstrasse, so dass die Bewohner von dem Strassenlärm und dem Staub zu leiden haben. Hätte Moody selbst gebaut, so würde er sein Haus auf den Hügel gestellt haben, damals aber war kein anderes zu bekommen, und jetzt hat er dasselbe für die Bedürfnisse der Familie eingerichtet. Auch Herr Sankey besitzt in Northfield eine Sommerwohnung, ebenso wohnten Major Whittle und Dr. Pentecost dort, zwei Männer, die ähnlich wie Moody als Evangelisten arbeiten.

Moody war noch nicht lange in Northfield, als er den gänzlichen Mangel an Erziehungsanstalten in der Gegend zu empfinden begann. Vor allem fehlte es den zahlreichen Farmerstöchtern an jeder Gelegenheit zu besserer Ausbildung, und doch waren es meist recht intelligente und fleissige Mädchen, aus denen bei richtiger Schulung etwas Tüchtiges werden konnte.

Nun fehlte es ja freilich schon damals in Amerika nicht an höheren Töchterschulen, aber diese Institute waren zu teuer für die Farmer von Northfield, deren Land nicht besonders ertragsfähig ist.

Moody sann darum auf Mittel, wie er dem Übelstand abhelfen könnte und kam auf den Gedanken, an sein Haus einen kleinen Anbau zu machen, vorläufig für acht Mädchen bestimmt, für

deren Unterricht er eine Lehrerin anstellte. Als dann bald darauf die Zahl der Schülerinnen auf zwanzig stieg, erstellte er auf der anderen Seite der Strasse, seinem Haus gegenüber, ein einfaches Gebäude mit Schlafzimmern und Lehrsaal. Aber auch dieses Haus erwies sich bald als zu klein, und es zeigte sich, dass die bisherigen Unternehmungen nur der kleine Anfang eines grösseren Werkes gewesen waren. Moody überzeugte sich, dass er in grösserem Stil bauen müsse, denn von allen Seiten liefen Anmeldungen ein. Um diese Zeit fand er einen tüchtigen Mitarbeiter in der Person eines reichen Bostoner Kaufmanns, der sich von seinem Geschäfte zurückzog und sich zu dem Zweck in Northfield niederliess, um seinem Freund Moody, dem er sein geistliches Leben verdankte, in dessen Erziehungswerke behilflich zu sein. Herr Marshall, so hiess dieser Mann, war im Baufach bewandert, und unter seiner Leitung entstand im Jahr 1879 ein grosses, schönes Anstaltsgebäude, das 30'000 Dollar kostete.

Auch dieses Gebäude erwies sich indessen bald als zu klein. Die Anmeldungen mehrten sich so, dass Moody schon im Jahre 1881 an die Errichtung eines noch grösseren Hauses denken musste. Er entschloss sich zur grösseren Ausdehnung des Werkes auch deshalb, weil er hoffte, bei möglichst grosser Schülerinnen-Zahl werde der einzelne Zögling die Anstalt weniger kosten. Der Pensionspreis betrug nämlich von Anfang an jährlich 100 Dollar. Die einzelne Schülerin kostete aber die Anstalt durchschnittlich 160 Dollar, das Defizit musste durch freiwillige Beiträge gedeckt werden, was auch immer reichlich geschah.

Im Jahr 1881 nun reiste Moody wieder nach England und blieb drei Jahre lang weg, kurze Besuche in der Heimat abgerechnet. Während dieser Zeit bauten seine Freunde in Northfield ein zweites grosses Anstalts-Gebäude, das doppelt so viel kostete als das erste und Raum bot für weitere achtzig Schülerinnen. Zwischen beide Gebäude hinein wurde dann im Jahr 1885 noch ein drittes gestellt, die sogenannte Rezitations-Halle des Instituts, ein hübsches Gebäude, ganz aus Granit. Von diesem letzteren Gebäude pflegte Moody zu sagen, Herr Sankey habe es aus dem Boden herausgesungen. Es wurde nämlich bezahlt aus dem Reinertrag der Sankey-Lieder, die ja bekanntlich eine beispiellose Verbreitung gefunden haben. Alle drei Gebäude, von denen uns genaue Abbildungen vorliegen, machen einen

äusserst imposanten Eindruck. Der Stil ist ähnlich wie der des neuen Museums auf dem Kirchenfeld in Bern, auch die Grösse wird ungefähr dieselbe sein.[22]

Alle drei Gebäude sind äusserst vorteilhaft eingerichtet und bieten nach innen und aussen einen freundlichen Anblick. Ein Grundstück von 250 Jucharten[23] gehörten dazu, es ist zum grössten Teil in einem lieblichen Park verwandelt worden, der den Schülerinnen Raum zu allen möglichen Erholungen bietet. Sogar ein kleiner See ist da von etwa drei Jucharten Ausdehnung, wo die jungen Damen sich im Sommer im Bootfahren, im Winter im Schlittschuh-Laufen üben. Dieser See ist ein Geschenk des Herrn Wanamaker in Philadelphia, den wir schon einmal unter Moody Helfern trafen, und der als späterer Postmeister der Vereinigten Staaten unter Präsident Harrison weltbekannt geworden ist. Er hat sich's 4000 Dollar leisten lassen, denn See für das Seminar herzurichten.

Bei der Aufnahme von Schülerinnen wird mit möglichster Sorgfalt verfahren. Unter fünfzehn Jahren wird kein Mädchen aufgenommen, und nur solche, die sich einer guten Gesundheit erfreuen. Die Aufzunehmenden müssen überdies eine Prüfung in englischer Grammatik, im Rechnen und in der Geographie bestehen. Es wird erwartet, dass nur wirklich Lernbegierige sich melden, die jede Gelegenheit zur Weiterbildung benützen und dem Geiste der Anstalt sich fügen wollen. Alle Hausgeschäfte müssen von den Schülerinnen besorgt werden. Es gibt zweierlei Lehrkurse, deren jeder drei Jahre dauert, einen humanistischen und einen realistischen. Im ersteren bildet die Grundlage des Unterrichts, in beiden wird auf englischen Aufsatz, also auf die gründliche Kenntnis der Landessprache, ein Hauptgewicht gelegt. Auch in griechischer, französischer und deutscher Sprache wird Unterricht erteilt, doch sind diese Fächer nicht obligatorisch, dagegen Algebra und Geometrie, während Trigonometrie fakultativ ist. Ausserdem wird in Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften, Musik und in den schönen

---

22 *Das„Northfield Seminary for Young Ladies“ von 1879 und die Mount Hermon School for Boys von 1881 wurden durch das Bemühen von Moodys ältestem Sohn William von einer gemeinsamen Institution (Northfield Schools) getragen. 1971 wurden auch die Schulen selber zusammengelegt und heissen heute Northfield Mount Hermon School. Die Gebäude stehen auf dem Boden von Northfields Nachbar-Gemeinde Gill in Massachusetts.*

23 *90 Hektaren oder rund 130 heutige Fussball-Felder*

Künsten unterrichtet. Allemal voran aber geht das Studium der Bibel, das dem ganzen Unterrichtskurs zu Grunde liegt. Besonders eingehend wird das Leben Jesu behandelt. Es ist die ernstliche Absicht der Lehrerschaft, die Schülerinnen so zu beeinflussen, dass sie an ihre Lebensaufgabe als gottgeweihte Menschen herantreten können. Die Schülerinnen sehen bei alledem fröhlich, gesund und arbeitsfreudig aus. Von dem Geist, der in der Anstalt herrscht, gibt folgende Inschrift einen Beweis, die sich in den meisten Schlafzimmern, mit der Unterschrift der betreffenden Schülerin verstehen, an die Wind findet: „Mit Gottes Hilfe bin ich, eine Jüngerin Jesu, willens:

1. nicht zu richten,

2. jährlich wenigstens eine Seele zum Heiland zu bringen,

3. täglich einige Zeit in stillem Gebet zuzubringen und darum zu bitten, dass irgend eine noch unbekehrte Person meiner Bekanntschaft gerettet, und dass ich in meiner Arbeit an anderen ganz und gar vom Heiligen Geist abhängig werde,

4. an keiner Lustbarkeit teilzunehmen, wohin der Heiland mich nicht begleiten könnte,

5. überall und allezeit Jesus zu bekennen und

6. zu tun, was in meinen Kräften steht, dass auch andere nach dieser Regel wandeln.“

Gegenwärtig ist die Zahl der Schülerinnen, die sich aus ganz Amerika und sogar aus Europa rekrutieren, etwa 250. Es ist auch schon eine schöne Zahl indischer Mädchen durch die Anstalt gegangen, die nun in ihrer Heimat in der Mission oder als Lehrerinnen tätig sind. Manche frühere Schülerinnen arbeiten in der inneren oder äusseren Mission. Das Lehrerpersonal wird gebildet durch zwölf Lehrerinnen und vier Hausmütter, an deren Spitze die sehr gelehrte Miss Evelin S. Hall steht. Im Vorstand der Anstalt sitzen bedeutende Männer. Eine besondere Hilfsgesellschaft von Damen sorgt dafür, dass auch ganz unbemittelte Töchter aufgenommen werden können.

Das Northfield Seminar für Töchter steckte noch in den Kinderschuhen, als Moody sich schon entschloss, eine ähnliche Anstalt für Jünglinge zu gründen. Zu diesem Zweck suchte er ein Grundstück, nicht zu weit von Northfield entfernt, aber auch nicht zu nahe bei der Stadt, um die jungen Leute möglichst vor

üblen Einflüssen zu bewahren. Es traf sich, dass gerade damals ein grosses Landgut von 400 Jucharten käuflich wurde, nur eine Stunde von der Stadt entfernt, auf der anderen Seite des Flusses gelegen. Dieses prächtige Gut hatte schon durch mehrere Generationen hindurch ein und derselben Familie angehört und war bisher um kein Geld feil gewesen, kam aber, infolge verschiedener Umstände gerade jetzt, wo Moody für seine Zwecke nichts Besseres hätte finden können, an eine Steigerung. Es wurden zunächst 200 Jucharchen verkauft. Moody erwarb dieselben um die Summe von 7000 Dollar. Soviel waren allein die darauf befindlichen Gebäude wert. Etwas später erhielt er auch noch die übrigen 200 Jucharten zum Preis von 5500 Dollar dazu. Die bisherigen Besitzer waren fleissige Farmer gewesen, das Gut befand sich daher in ganz vorzüglichem Zustand. Es eignete sich also trefflich für eine landwirtschaftliche Schule, wie Moody sie mit der Anstalt zu verbinden gedachte.

Das Geld, aus dem dieses Gut gekauft und zur Anstalt eingerichtet wurde, war das Geschenk eines Herrn Hiram Camp, des Präsidenten einer Uhrenfabrikations-Gesellschaft. Er stellte für diesen Zweck eine Anweisung von 25'000 Dollar aus und hat seitdem oft bezeugt, dass ihm nie etwas grössere Freude gemacht habe, als das zu tun. Erst kürzlich sagte er: „Wenn die Schule aufgesteckt und mir das Geld wieder zurückbezahlt würde, ich möchte es nicht wieder nehmen. Ich kenne keine grössere Freude, als zu geben.“ Er hat auch sonst noch viel für die Schule getan und zeigt grosse Freude an dem Wachstum derselben.

Anfänglich wurden die jungen Leute in den Ökonomie-Gebäuden untergebracht. Als aber ihre Zahl zunahm und weitere Bauten notwendig wurden, fand man es für besser, anstatt eines grösseren Anstalts-Gebäudes mehrere kleinere Häuser zu erstellen, welche Raum für je zwanzig Schüler boten. Die Insassen eines Hauses bildeten zusammen zusammen je eine Familie, die man der Leitung zweier Hausmütter unterstellte. Vier solcher Häuser wurden im Jahre 1855 errichtet. Dazu eine grosse Speisehalle für die gemeinsamen Mahlzeiten, und endlich das grosse Schulhaus. Dasselbe enthält zu ebener Erde drei Lehrsäle. Im ersten Stock befindet sich das Zimme des Inspektors und acht Klassenzimmer, den zweiten Stock nimmt grösstenteils die Bibliothek ein, der dritte Stock endlich wird

durch einen Versammlungssaal gebildet, der 400 Personen fasst. Daneben ist noch ein Musiksaal.

In den ersten Jahren hatte Moody Knaben in diese Anstalt aufgenommen. Die Erfahrung zeigte aber, dass mit etwas älteren Leuten, die schon einen bestimmten Lebenszweck ins Auge gefasst hätten, mehr zu erreichen wäre, und so wurden mit der Zeit nur noch junge Leute aufgenommen, die das 16. Altersjahr zurückgelegt hatten. Nun war es auch weniger notwendig, das Familien-System beizubezhalten, und da der Zudrang zu der Anstalt immer grösser wurde, so entschloss man sich, auch für die Jünglinge ein grosses Wohngebäude zu errichten. Im Sommer 1885 wurde der Grund dazu gelegt und schon im Juni 1886 konnte die sogenannte Trossleyhalle eingeweit werden, ein hübsches Gebäude von 167 Fuss Länge, 50 Fuss Breite und bei 100 Fuss Höhe, aus Backsteinen und Granit erbaut, inwendig mit Eschenholz vertäfelt und ebenso möbliert. Der Hausflur ist mit Marmor belegt. Ein grosses Treppenhaus mit weiten Korridoren bietet den Studenten Raum zur Bewegung. Das Gebäude enthält 104 Schlafzimmer mit je zwei Betten, also keine kasernenartigen Schlafsäle wie unsere Anstalten, ausserdem geräumige Wohn- und Arbeitszimmer. Im Dachraum befindet sich ein grosses Bassin, in welches das Wasser durch Windmühlen heraufgepumpt wird.

Da die Anstalts-Gebäude auf einer Anhöhe liegen, haben sie den Namen „Mount“ (das heisst Berg) „Hermon“ erhalten. Moody gibt den Zweck der Anstalt folgendermassen an: „Mount Hermon ist eine Schule für Jünglinge von gesundem Leib, guter Gesinnung und hohen Zielen, es ist keine Besserungs-Anstalt und auch keine Erholungs-Station. Die Anstalt will ernsten christlichen Jünglingen, die dem Meister dienen möchten, Gelegenheit verschaffen zu einer besseren Vorbereitung, als sie dieselbe sonst erlangen könnten. Junge Leute, deren Ausbildung vernachlässigt worden ist, sollen hier das Versäumte nachholen können. Bei der Aufnahme wird mehr auf den Charakter und die natürliche Begabung gesehen, als auf die Kenntnisse. Die Anstalt richtet ihr besonderes Augenmerk auf die leibliche Wohlfahrt ihrer Schüler und sucht sie an fleissiges Arbeiten zu gewöhnen, zu welchem Zweck jeder Zögling täglich ein gewisses Mass körperlicher Arbeit verrichten muss. Der Pensionspreis beträgt 100 Dollars per Jahr.“

Die praktische Arbeit, die neben den Studien zwei bis drei Stunden des Tages von den Zöglingen verrichtet werden muss, ist mannigfaltig. Die Mehrzahl ist gewöhnlich mit Landwirtschaft beschäftigt, andere auch im Waschhaus, denn alle Hausgeschäfte müssen von den Zöglingen besorgt werden. Gibts nichts anderes mehr zu tun, so werden auf den Äckern Steine zusammengelesen, an denen der Boden dort Überfluss hat. Diese Arbeiten bedeuten eine grosse Ersparnis für die Anstalt und tragen viel zur Erhaltung der Gesundheit der jungen Leute bei. Zugleich bleiben sie so mitten in den Studien mit dem praktischen Leben in Fühlung, woran dem Stifter der Schule ganz besonders gelegen ist. Er will nämlich nicht, dass seine Anstalt zu einer Hochschule werde, sondern er möchte Leute ausbilden, die fähig sind, unter den niedersten Volksklassen zu arbeiten, während die übliche Universitäts-, oder wie man in Amerika sagt, College-Bildung die jungen nur zu leicht dem praktischen Leben entfremdet.

Mount Hermon hat nun Raum für 300 Zöglinge. Diese kommen sozusagen von allen Enden der Erde, zumeist natürlich aus Amerika, nicht wenige auch aus England, etliche sogar aus Deutschland, Skandinavien, der Türkei und Japan. Das Bibelstudium geht allem anderen voran. Moody hält selbst wöchentlich fünf Vorlesungen über biblische Gegenstände, wenn er zu Hause ist. Ausserdem engagiert er dazu von Zeit zu Zeit etliche von den hervorragendsten Theologen Amerikas. Es wird natürlich auch in anderen Ländern unterrichtet und nichts versäumt, was zur praktischen Ausbildung erforderlich erscheint. Der übliche Lehrgang der höheren Schulen wird, soweit tunlich, befolgt und besonders darauf gesehen, dass die Schüler der englischen Landessprache in Wort und Schrift vollständig mächtig zu werden.

Kapitel 15:
Moody auf dem sinkenden Schiff

Das Jahr 1892 brachte Moody auf Evangelisations-Reisen in England zu, von wo aus er sogar Palästina einen Besuch abstattete.

Gegen Ende des Jahre kehrte er nach vierzehn-monatiger Abwesenheit in seinen Heimatort Northfield zurück. Moody's Rückkehr von seinen langen Evangelisten-Touren ist immer ein wichtiges Ereignis für das ruhige Landstädtchen. Bei seiner damaligen Rückkehr aber wurde der Mann mit einer wahren Begeisterung empfang, denn er war auf seiner Reise über den Ozean nur mit genauer Not dem Tod entgangen.

Am Sonntagmorgen nach seiner Ankunft erzählte der zahlreich versammelten Gemeinde von diesem seinem schrecklichen Erlebnis auf der „Spree“, einem grossen Auswanderer-Schiff, auf welchem er von England aus die Reise nach New York angetreten hatte.

„Ihr Landsleute“, sagte er, „könnt euch kaum eine richtige Vorstellung von einem grossen atlantischen Dampfer machen. Die 'Spree', auf der ich mich eingeschifft hatte, ist 490 Fuss lang und hatte 700 Passagiere an Bord, Engländer, Deutsche, Österreicher, Russen, Ungarn und Leute von anderen Nationalitäten, dazu noch wir Amerikaner. Da waren Personen von jedem Alter und Geschlecht, alte Väter, die nach Amerika wollten, um dort ihren Lebensabend zuzubringen bei ihren Söhnen, die ihnen vorausgegangen waren, um sich einen Hausstand zu gründen in diesem gelobten Land, meistens aber Männer und Frauen im besten Alter und viele Kinder, von den prächtigsten und muntersten, die ich je gesehen habe.

Am dritten Tag nach unserer Abfahrt lag ich in der Kajüte auf meinem Ruhbett, was ich meistens tun muss zur See. Ich liess meinen Gedanken freien Lauf und dachte eben, was ich doch für ein glücklicher Mensch sei, denn auf allen meinen Reisen zu Wasser und zu Land, war mir noch nie ein ernstlicher Unfall

zugestossen. Mit Dank gegenüber Gott dachte ich daran, wie meine Frau und meine Kinder der Cholera und der Quarantäne in New York entgangen waren. Der Dampfer, der vor ihnen nach Amerika fuhr, hatte Cholera an Bord gehabt und deshalb die Quarantäne aushalten müssen, und ebenso der, welcher dem ihrigen folgte, während dieser letztere bei schnellerer Fahrt New York früher erreichte.

Während ich so dalag und mich auf das baldige Wiedersehen mit meinen Lieben freute, wurde ich plötzlich durch ein fürchterliches Krachen und Stossen aufgeschreckt, als wäre das Schiff auf einen Felsen aufgefahren. Mein Sohn, der bei mir war, sprang sofort aufs Verdeck hinauf, ich war zu seekrank, um hinaufzugehen. Im Augenblick war er wieder da mit der Nachricht, dass die Hauptwelle des Dampfers gebrochen sei und im Bersten ein grosses Loch in den Boden des Schiffes gerissen habe. Ich hielt die Sache noch nicht für so gefährlich, kleidete mich aber rasch an und begab mich aufs Verdeck. Hier erfuhr ich die ganze Wahrheit. Das Wasser ergoss sich bereits mit solcher Gewalt in das Schiff hinein, dass die Passagiere der zweiten Klasse verlassen mussten.

Die Mannschaft tat alles, was sie konnte, um das Schiff zu retten. Es zeigte sich aber bald, dass die Pumpen nicht genügten, um das rasch einströmende Wasser zu bewältigen. Menschen konnten da nichts mehr tun, wir waren absolut hilflos. Wir konnten nur dastehen auf unserem armen, sinkenden Schiff und in unser nasses Grab hinunterzusehen. Inzwischen bereitete die Mannschaft alles vor zum letzten Rettungsversuch, ohne dass freilich die Passagiere es wussten. Denn man sagte ihnen, es sei keine Gefahr. Die Rettungsboote wurden bereit gehalten und verproviantiert, die Offiziere mit Revolvern bewaffnet, um wo nötig Gehorsam zu erzwingen. Sie berieten nur noch miteinander, was besser sei, gleich die Boote zu besteigen oder noch zu warten. Die See ging jedoch so hoch, dass die Boote sich nicht lange hätten halten können. Zwei Passagiere trugen geladene Revolver bei sich, um sich zu erschiessen, sobald das Schiff sinken sollte.

Um die Mittagsstunde zeigte uns der Kapitän an, er glaube nun des Wassers Meister geworden zu sein und hoffe, wir werden etwa um fünf Jahr nachmittags ein Schiff begegnen. Es gelang der Mannschaft bis zum Abend, den hinteren Teil des Schiffes,

der bereits mit Wasser angefüllt war, abzuschleissen. Allein nun senkte sich das schwere Hinterteil immer tiefer, während das Vorderteil aus dem Wasser emporragte, was bei der Gewalt der Wellen äusserst gefährlich war. Das Schiff rollte fürchterlich.

Der Abend kam, und kein Segel hatte sich gezeigt. Das gab eine schreckliche Nacht, es war die Nacht vom Samstag auf den Sonntag. Niemand wagte zu schlafen. Wir waren alle beisammen in dem Salon der ersten Klasse – Juden, Protestanten, Katholiken und Ungläubige – doch bezweifle ich, dass damals jemand ungläubig war. Stumm und bleich sass man da und schaute einander an, als wollte man sich gegenseitig am Gesicht ablesen, was niemand auszusprechen wagte. Raketen stiegen unaufhörlich zum dunkeln Himmel empor, aber keine Antwort kam. Wir waren eben aus der Bahn der grossen Dampfer hinausgetrieben worden, darum begegnete uns keiner.

Der Sonntagmorgen dämmerte, uns war keine Hilfe geworden. Bis zu diesem Zeitpunkt war niemand der Gedanke an einen Gottesdienst gekommen, beim Gedanken daran wäre eine Panik ausgebrochen. Es schien eher nötig, die Gemüter zu zerstreuen, damit sie nicht zusammenbrechen unter der Todesangst. Aber in der zweiten Nacht hielten wir doch eine Gebetsversammlung und zwar in der Gegenwart und unter der Mitwirkung des Kapitäns. Alles war dabei und beteten, sogar die Ungläubigen. Sicherlich hat Gott das Schreien der lieben Kleinen erhört, die zugegen waren.

Mit einem Arm fasste ich einen Pfeiler, mit der anderen die Bibel und las so, nur mühsam aufrecht stehend auf dem schwankenden Boden, den 91. Psalm. Das wurde ein neuer Psalm für mich von dieser Stunde an. Der 11. Vers machte einenn tiefen Eindruck auf uns uns. Es tönte wie eine Gottesstimme in unser Elend hinein, als ich las: 'Er wird seinen Engeln befehlen über dir, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen.' Ja, Er hats getan. Ich las dann noch Psalm 107, 23-32. Eine Dame meinte, diese Worte müssten für den betreffenden Fall geschrieben worden sein und verlangte nachher das Buch, um selbst nachzusehen.

Ich für meinen Teil machte in jenen Tagen der Angst eine neue Erfahrung durch. Ich hatte mich über die Todesfurcht erhaben geglaubt. Ich hatte oft darüber gepredigt und die Christen

aufgefordert, im Glauben die Todesfurcht zu besiegen. Während unseres Bürgerkrieges habe ich furchtlos das Feuer ausgehalten. Als die Cholera in Chicago regierte, besuchte ich mit den Ärzten in die Wette die Kranken und Sterbenden. Konnten sie sich um die Leiber der Menschen bekümmern, warum ich nicht um deren Seelen? Damals kannte ich keine Todesfurcht. Aber auf dem sinkenden Schiff wurde mir anders zu Mut, und doch war keine Wolke zwischen mir und meinem Heiland. Der Vergebung der Sünden war ich gewiss und dass mein Sterben der Eingang zum Himmel wäre. Aber der Gedanke an meine Lieben zu Hause, an Weib und Kind, die ängstlich meiner Heimkehr entgegensahen, an meine Anstalten hier in Northfield und meine liebe Gemeinde in Chicago, der Gedanke, dass vielleicht die nächste Stunde schon mich auf immer von all dem trennen könne, wenigstens für diese Welt, der Gedanke, ich bekenne es, war mir unerträglich. Das war die dunkelste Stunde in meinem Leben, es war nicht zum Aushalten. Ich musste Erleichterung finden, und die fand ich – im Gebet. Gott hörte mein Schreien und setzte mich in den Stand, aus tiefstem Herzensgrund zu sagen: „Dein Wille geschehe!“

Jetzt war alles in Ordnung. Ein tiefer Friede erfüllte mein Herz. Ging es nun nach Northfield oder in den Himmel, das war mir jetzt einerlei.

Ich begab mich nun zu Bette und schlief auf der Stelle ein, meiner Lebtage habe ich nie besser geschlafen. Aus der Tiefe hatte ich zum Herrn gerufen, und er hatte mich errettet aus aller meiner Furcht.

Morgens um drei Uhr wurde ich aus meinem guten Schlaf geweckt durch die Stimme meines Sohnes. 'Vater, komm aufs Verdeck!' rief er mir. Ich folgte ihm, und er zeigte mir in der Ferne ein Licht, das dann und wann aus dem Meer auftauchte. Es war ein Befreiungs-Bote für uns. Bald stellte sich heraus, dass es das Licht des Dampfers 'Lake Huron' war, dessen Wächter unsere Feuersignale bemerkt hatte und meinte, sie kämen von einem brennenden Schiff. Wer beschreibt die Freude unserer 700 Passagiere, als sie das rettende Schiff sich nahen sahen, das vergesse ich nie.

Nun aber fragte es sich erst noch, ob dieser kleine Dampfer imstande sein werden, die unbehilfliche 'Spree' im Schlepptau

tausend Meilen weit zurück an die englische Küste bis nach Queenstown nach sich zu ziehen. Die beiden Schiffe wurden durch zwei grosse Kabel miteinander verbunden. Ein Sturm hätte aber dieselben wie einen Faden entzwei reissen können, und wir wären abermals unserem traurigen Schicksal überlassen gewesen. Doch ich hatte keine Angst. Gott, der das Werk angefangen hatte, konnte es auch vollenden. Die Wellen legten sich, und die Kabel hielten aus. Die 'Spree' lief ganz schön in dem Kielwasser des 'Huron'. Stürme brausten rechts und links, aber sie kamen nicht bis zu unserem Wrack. Sieben Tage nach dem Unfall waren wir imstande, einen Dank-Gottesdienst im Hafen von Queenstown abzuhalten. Es sind heute, wo ich hier unter meinen lieben Freunden und Nachbarn dies erzähle, gerade acht Tage her. Das Rettungsschiff, das Gott uns in der höchsten Not gesendet hatte, besass gerade Kraft genug, um uns zu ziehen, und sein Kohlenvorrat reichte genau bis in den Hafen. Es war nichts zu wenig und nichts zu viel. Der Kapitän dieses Schiffes ist aber auch ein Mann, der beten kann, er hat Gottes Hilfe erfleht zur Erfüllung seiner verantwortungsvollen Aufgagbe. Und Gott hat das vereinte Gebet der Passagiere erhöht, um uns zu dem ersehnten Hafen zu bringen.

Ein derartiges Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, acht Tage und acht Nächte hindurch, hat aber die Nerven furchtbar mitgenommen. Mehrere Passagiere verloren den Verstand und mussten in Gewahrsam gebracht werden. Ein junger Österreicher, der seine Braut in Wien zurückgelassen hatte, sprang in der Verzweiflung über Bord und ertrank vor unseren Augen, trotz aller Rettungsversuche. Einen traurigen Anblick bot jene junge Mutter mit zwei hübschen Kinderchen, die in dumpfer Verzweiflung dasass, ohne auch nur während den ersten 48 Stunden die Augen von ihnen abzuwenden. Wäre das Schiff untergegangen, so wäre sie ohne Zweifel mit den Kindern im Arm ins nasse Grab gesunken. Unter den Passagieren befand sich ein russischer Jude, der hinter dem Rücken seiner Verwandten nach Amerika abgereist war. Es war herzzerreisend, zu hören, wie er seine Sünde bekannte, an seine Brust schlug und sich laut als den Jonas der Reisegesellschaft anklagte. Auf offenem Verdeck kniete er nieder und rief unter strömenden

Tränen Jehova an, er möge doch nicht um seiner Sünde willen diese ganze Reisegesellschaft strafen.“[24]

24 *Die „Spree“ legte am 22. November 1892 in Bremen Richtung New York ab. Am 26. November 1892 brach die Antriebs-Welle. Am 3. Dezember 1892 legte sie von der SS Huron abgeschleppt in Queenstown in Irland an. Die erste Schiffs-Schraube steht heute auf der Isar-Insel vor dem Deutschen Museum in München. Das Schiff gehörte ab 1904 den Russen und wurde am 27. Mai 1905 in der Seeschlacht bei Tsushima von den Japanern durch ein Torpedo versenkt.*

Kapitel 16: Moody an der Weltausstellung in Chicago

Die meisten Leute verstehen unter „Ferien“ eine Zeit absoluter Untätigkeit, oder doch wenigstens Ruhe von jeder ernsteren Beschäftigung. Moody hat einen eigenen Begriff davon. Für ihn sind Ferien die erwünschte Gelegenheit zur Ausführung irgend eines Planes, den er während der arbeitsreichen Monate des Jahres ausgeheckt hat. So war ja die Gründung seiner Erziehungs-Anstalten in Northfield nichts anderes als Ferienarbeit gewesen für ihn. Neun Monate des Jahres hindurch ist Moody unausgesetzt tätig in eifriger Evangelisationsarbeit, die er noch immer als seine eigentliche Lebensaufgabe betrachtet. Dafür muss er beständig reisen von einer Stadt zur anderen, und während er früher nur in einem grossen, zentral gelegenen Lokal einer Stadt zu predigen pflegte, befolgt er nun seit einer Reihe von Jahren eine andere Methode, die ihm noch mehr Unruhe verursacht. Er pflegt nämlich nun die grossen Städte in Distrikte einzuteilen, deren jedem er eine bestimmte Zeit widmet, so dass er zwar in der Regel nicht mehr so grosse Versammlungen abhält, dafür aber den Einzelnen um so näher treten kann.

Im Juni kehrt Moody in der Regel nach Northfield zurück, um sich dann sofort seinen Anstalten zu widmen. Im August, während die jungen Leute Ferien haben, füllen sich die Anstalts-Gebäude mit Gästen aus ganz Amerika und auch aus England. Es findet dann nämlich eine grosse Konferenz statt von Arbeitern im Weinberg des Herrn, Pfarrern, Evangelisten und Missionaren und anderen Leuten, die im Reich Gottes tätig sind.

Diese Konferenz, die an die 500 auswärtige Teilnehmer zählt, beschäftigt sich mit ernstem Bibelstudium und insbesondere mit dem Warten auf den Heiligen Geist. Moody ist tief überzeugt davon, dass zu erfolgreichem Wirken die Kraft aus der Höhe erforderlich ist. Darum ist es ihm ein Anliegen, dass alle Teilnehmer an der Konferenz ernstlich um die Salbung flehen.

Solches Gebet ist denn auch oft durch herrliche Ausgiessungen des Heiligen Geistes beantwortet worden, die denen, die sie erfahren haben, unvergesslich sind.

Bei alledem, dass Moody sein geliebtes Northfield so am Herzen liegt, vergisst er aber auch Chicago nicht, die grosse Hauptstadt des Westens, in der er seine Evangelisten-Laufbahn begonnen hat, und wo die von ihm gesammelte Gemeinde im Segen fortbesteht. Jedes Jahr widmet er diesem ersten Schauplatz seiner Tätigkeit kürzere oder längere Zeit, im Jahre 1893 aber evangelisierte er dort während der ganzen Dauer der Weltausstellung. Moody ist praktisch genug, dass er sich eine so gute Gelegenheit, das Evangelium unter die Massen zu bringen, nicht entgehen lässt. Er hat im Mai mit der Eröffnung der Ausstellung eine sechsmonatige „Mission“ in der Stadt begonnen, zu welcher es ihm gelang, eine ganze Reihe der tüchtigsten Mitarbeiter zu gewinnen in der Person bedeutender Prediger aus England und Amerika. Nur während der wenigen Wochen der Konferenz in Northfield war er von Chicago abwesend.

Ehe wir darum das Lebensbild dieses von Lesern gewiss lieb gewordenen Mannes zum Abschluss bringen, wollen wir noch eine Reihe von Mitteilungen folgen lassen über Moodys Wirken an der Weltausstellung.[25]

Während im Sommer 1893 Tausende von allen Seiten nach Chicago strömten, um die Errungenschaften menschlicher Kunst und Erfindung zu bewundern, nicht wenige aber leider auch, um sich in den Strudel der Sinnenlust zu stürzen, hatten sich alle ernsten Christen der Stadt vereinigt, gegen den Strom zu schwimmen und möglichst viele der Vergnügungs-Süchtigen zu der Lebensquelle zu leiten.

Es wurden zwar bei diesem Bestreben keine neuen Methoden in Anwendung gebracht. Das alte Evangelium wurde verkündigt, nur bot man möglichst viel Gelegenheit, dasselbe zu hören. Man hörte in Moodys Kirche die weltbekannten Sankey-Lieder

---

25 *Diese fand vom 1. Mai bis 30. Oktober 1893 statt. Chicago hatte sich nach dem grossen Brand von 1871 sehr schnell entwickelt und setzte sich gegen gewichtige Konkurrenz gegenüber anderen Städten durch. Die Weltausstellung war flächenmässig fast viermal so gross wie diejenige von Paris 1889 und hatte 50'000 Aussteller. U.a. wurden erstmals Reissverschluss und Geschirrspülmaschine einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt.*

singen, wie auch wir sie zum Teil kennen. Nur wurden sie da von 2000-3000 Stimmen auf einmal gesungen und mit ungleich grösserer Lebhaftigkeit als bei uns. Die Versammlung, welche Moody vor sich hatte, bot den gewohnten Anblick, wie überall in der Welt, wo er hinkommt. Nicht nur alle Bänke waren vollgepfropft, sondern auch die Treppen zu den Galerien und die Gänge. Dort stand auf der Rednerbühne – eine „Kanzel“ existiert nicht – die kurze, untersetzte Gestalt des Evangelisten, der wie ein Feldherr das Gedränge überblickte, neben ihm am Harmonium Herr Sankey, sein unzertrennlicher Gefährte, der den Gesang so trefflich zu leiten versteht. Auf den Gesang mehrer Lieder folge das kurze, bestimmte Gebet, und dann eine Ansprache so voller Leben, wie das Gebäude selbst.

Am zweiten Mai-Sonntag, einem wunderschönen Maientag, wurden die Versammlungen eröffnet durch einen Morgen-Gottesdienst in Moodys Kirche. Er wählte zu seinem Thema bei dieser Gelegenheit den „älteren Bruder“ im Gleichnis vom verlorenen Sohn. „Es gibt“, so sagte er, „in dieser Stadt, wie anderswo, eine ganze Anzahl Leute, die zwar alle äusseren Formen der Religion genau beobachten, aber kein Herz haben für die Verlorenen. Solche nehmen für sich selbst die Segnungen der Religion in Anspruch, gönnen sie aber ihren Nächsten nicht und sind also weit entfernt nicht dem Vater ähnlich, den des verlorenen Sohnes jammerte.“

So suchte Moody von vornherein diejenigen zu entwaffnen, die der Evangelisation mit Achselzucken begegnen.

Auch am Nachmittag und am Abend desselben ersten Ausstellungs-Sonntages fanden noch zwei nicht weniger gut besuchte Versammlungen in Moodys Kirche statt, und nicht nur dort, sondern überall in der ganzen Stadt waren die Gottesdienste ausserordentlich gut besucht. Es steht dort also weit besser als bei uns mit der Sonntags-Heiligung, denn wenn bei uns irgend ein weltliches Fest abgehalten wird, so weisen die Kirchen und Versammlungen an solchen Sonntagen gar bedenkliche Lücken auf. Wir wollen hier gleich auch bemerken, dass glücklicherweise der Versuch, die Weltausstellung in Chicago auch an den Sonntagen zu öffnen, ganz kläglich gescheitert ist, und zwar an der Standhaftigkeit des christlichen Publikums, das sich nicht dazu verleiten liess, am Sonntag hinzugehen, sodass dann die Ausstellung an den Sonntagen aus Mangel an

genügenden Besuchern geschlossen blieb. Man hört manchmal auch von Christen und christlichen Zeitungs-Schreibern bei uns so verächtlich reden über das amerikanische Christentum. Würden aber unsere christlich sein wollenden Leute nur einmal den Sonntag so respektieren, wie die Amerikaner, es stünde ganz anders mit dem gottesdienstlichen Leben bei uns.

Die Leiter der Ausstellung stellten es zwar schlau genug an, um das christliche Publikum auch an Sonntagen herbeizulocken. Sie luden Moody ein, an den Sonntagen in einem der Ausstellungs-Gebäude zu predigen. Wie verlockend! Moody aber merkte die List und schlug das Anerbieten rundwegs aus, da er sich nicht dazu hergeben wollte, die Sonntags-Entheiligung durch einen Gottesdienst zu sanktionieren. Man mag hieraus ersehen, wie Moody bei all seinem Eifer, das Evangelium unter die massen zu bringen, doch keineswegs dem Grundsatz huldigt. Der Zweck heiligt das Mittel, und dass er die Predigt des Evangeliums auch nicht zum Zugmittel für weltliche Zwecke machen lässt.

Sonst aber ist er beflissen, das Äusserste zu tun, um Seelen zu gewinnen. In einem besonders verkommenen Quartier der Stadt hatte er für die Sonntag-Vormittage ein Theater gemietet, das 3000 Zuhörer umfasst. Um nun wirklich diejenige Volksklasse dorthin zu bringen, auf welche er es abgesehen hatte, nämlich solche Leute, die sonst keine Gottesdienste besuchen, liess Moody durch ein ganzes Korps von Mitarbeitern in den umliegenden Arbeiter-Wohnungen Eintrittskarten verteilen, die zum Eintritt in das Theater an einem bestimmten Sonntagmorgen berechtigten. Das gab nun Arbeit, diese 3000 Karten an den Mann zu bringen. Eine Tochter, die sich mit dem Verteilen derselben befasste, besuchte ein Haus ums andere, wurde aber überall mit Flüchen abgewiesen. Da sie jedoch ein Herz voll Liebe hatte zu dem Verlorenen, liess sie sich dadurch nicht abhalten, ihre Arbeit fortzusetzen. Endlich gelangte sie auf halsbrecherischen Stiegen in ein Dachzimmer hinauf, wurde aber dort mit noch viel schrecklicheren Flüchen empfangen. Müde und angegriffen liess sie sich auf einen Stuhl nieder und sagte zu denen, die ihr so grob begegneten: „Ach bitte, geben sie mir lieber ein Glas Wasser zu trinken, ich habe den ganzen Nachmittag nichts als Flüche bekommen, Sie haben gewiss etwas Besseres für mich!“ Das wirkte. Man gab ihr einen Becher kalten Wassers und nahm ihr die Einladungskarte freundlich ab.

Am Sonntagmorgen war das ganze Theater von unten bis oben vollgepfropft, sogar in den Gängen und auf der Bühne standen die Leute Kopf an Kopf. Und was für Leute waren es? Gerade solche, wie man sie gewünscht hatte, Leute aus dem Arbeiterstand, wenn auch das vornehme Element keineswegs fehlte. Und was am meisten auffiel, das war das Vorwiegen des männlichen Geschlechts. Während sonst in Chicago die Männerwelt den Kirchen grösstenteils ferne bleibt, bestand hier die Zuhörerschaft zu zwei Dritteln aus Männer.

Mit gewaltigem Ernst stellte Moody dieser grossen Versammlung das warnende Beispiel des Herodes vor Augen, von dem es heisst, das er Johannes der Täufer gerne hörte und ihm in vielen Dingen gehorchte, der aber, weil er von einer Sünde nicht lassen wollte, sich selbst vom Himmel ausschloss und seine Hände mit des Propheten Blut befleckte.

Am Schluss dieser Predigt lud Moody alle diejenigen, die Ernst machen wollten, ein, ihm in eine nur wenige hundert Schritte von dem Theater entfernte Missionshalle zu folgen, wo ihnen ein Buch eingehändigt werden sollte, das von der Wiedergeburt handle. Etwa 200 Personen folgten dieser Einladung. Es war ein rührender Anblick zu sehen, wie da rauhe Männer neben feingekleideten Damen standen, frühere Sklaven und Tagelöhner neben vornehmen Herren, alle, um ihre Namen und Adressen einschreiben zu lassen und das verheissene Buch zu empfangen. Es befanden sich unter dieser Zahl manche Besucher der Ausstellung aus anderen Staaten, die nun auf solche Weise mitten im Geschäft oder Vergnügen drin vom dem Evangelium erfasst worden waren. Moody hatte in der Tat recht, wenn er hoffte, dass während der Ausstellung durch das Evangelium ein Feuer angezündet werden würde, dessen Funkten über das ganze Land hinsprühen sollten.

Es lässt sich denken, dass, wo so grosse Volksmassen zusammenlaufen, wie bei einer Weltausstellung, auch reichlich für Vergnügungen aller Art, teils sogar höchst zweifelhafter Natur, gesorgt wird. So waren denn auch in Chicago alle irgendwie verfügbaren Lokale von Schauspielern und dergleichen in Beschlag genommen, da sich die Leute grosse Einnahmen versprachen. Die Konkurrenz war aber so gross, dass nur ganz wenige Theater befriedigende Einnahmen machten, weshalb es Herrn Moody nicht schwer gefallen ist, etliche

derselben für Evangelisations-Zwecke zu mieten. Und merkwürdig, während es manchem weltlichen Vergnügungsort an genügendem Zuspruch von Seiten des Publikums fehlte, waren die Gebäude, in welchen das einfache Evangelium verkündigt wurde, immer gedrängt voll, und das bei einer Sommerhitze, die unsere Begriffe weit übersteigt. Mit Rücksicht darauf, dass die Weltausstellung sich so ganz unerwarteterweise zu einer Erntezeit für das Reich Gottes anliess, hatten denn auch manche Pfarrer in Chicago auf die sonst üblichen Sommerferien verzichtet und erfreuten sich an den Sonntagen einer zahlreichen Zuhörerschaft.

Erfreulich ist's, dass dies alle trotz der, wie schon erwähnt, eine Zeit lang erzwungenen Offenhaltung der Ausstellung an den Sonntagen vor sich ging. Für die Offenhaltung der Ausstellung an den Sonntagen hatte man vorzugsweise die arbeitende Klasse ins Feld geführt, die doch an Wochentagen nicht hingehen könne. Auffallenderweise haben aber gerade die Arbeiter an den Sonntagen der Ausstellung den Rücken gekehrt und sind in die Theater geströmt, wo das Evangelium verkündigt wurde.

Nehmen wir zum Beispiel den vierten Sonntag im Juni, so sind an diesem Tag in zwei Theatern, zwei Zelten und einer Reihe anderer öffentlichen Gebäude – ganz abgesehen von den Kirchen – mindestens 30'000 Menschen um das Wort Gottes versammelt gewesen. Eines der grössten Theater in Chicago, das Neumarkt-Theater, war schon eine halbe Stunde vor dem Beginn des darin abgehaltenen Morgen-Gottesdienstes vollgepfropft, so dass Hunderte wieder umkehren mussten, ohne Platz gefunden zu haben. Auch hier wieder bildeten die Arbeiter den grössten Teil der männlichen Zuhörerschaft, die sich auf achtzig Prozent der Anwesenden belief.

Für einen Sonntag-Nachmittag konnte Moody ein Gebäude bekommen, das zehntausend Personen fasste. „Wir haben etwas Besseres zu bieten als Buffalo Bill (ein berühmter Schauspieler), darum müssen wir auch eine grössere Zuhörerschaft bekommen als er“, sagte Moody zu seinen Mitarbeitern.[26] Um dafür zu sorgen, machten sich zwanzig Männer auf den Weg und verteilten am Samstag-Abend und Sonntag-Vormittag in Privathäusern, Wirtschaften, sogar in verrufenen Häusern und in

26 *Buffalo Bill hiess eigentlich William Frederick Cody und lebte von 1846 bis 1917.*

den Strassen Eintrittskarten zu der Versammlung, die am Sonntag-Nachmittag stattfinden sollte. Im Ganzen wurden sie recht gut aufgenommen. Ein Wirt freilich wurde höchst aufgebracht, als einer der Männer in sein Lokal eindrang und seine Karten unter die Gäste verteilte. Er ging hin, riss den Leuten dieselben aus der Hand und beauftragte einen Polizisten, den Eindringling hinauszuwerfen. Dieser aber wusste durch eine geschickte Bemerkung den Blaurock mit dem aufgedunsenen Gesicht zu entwaffnen, so dass jedermann ihn auslachte. Der Mann aber benutzte die günstige Gelegenheit, während alles lachte, den Wirt zu fragen, ob er nicht selbst in die Versammlung kommen wolle, anstatt seiner Gäste, denen er's verbot.

„Ihr würdet mich wohl nicht gerne kommen sehen“, meinte der Wirt.

„Gewiss“, erwiderte der Besucher, „und zwar habe ich hier eine Eintrittskarte für Sie, die Ihnen einen reservierten Platz verschaffen wird.“

„Gut, ich will gehen“, sagte der Wirt, „was gilt's?“ Er hatte sein Wort gehalten, und von da an durfte der Mann, den er hatte hinauswerfen wollen, in seinem Lokal so viele Einladungskarten für Moodys Versammlungen verteilen, als er wollte.

Wohl die grösste Versammlung dieses Sommers hat Moody in einem gewaltigen Zirkus abgehalten, der ihm an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen des Vormittags zur Verfügung stand. Sonst galt Barnums Zirkus für den grössten der Welt, nun produzierte sich aber einer an der Ausstellung, der jenen Weltberühmten an Umfang wenigstens noch übertraf. Zehntausend Sitzplätze umgaben da eine Arena, die so gross war, dass sie noch einmal so viel Leute fassen konnte, als die Sitze. Dieser ganze Raum, Sitzplätze und Arena, waren am Sonntag, den 11. Juni mit ungefähr 18'000 Menschen angefüllt. Es war dies die grösste Versammlung, zu der Moody in Chicago je gesprochen hat. Ausser ihm redete noch ein schottischer Evangelist, Herr MacNeill, zu den Versammelten, die mit gespannter Aufmerksamkeit der Predigt lauschten.[27] Einen ganz gewaltigen Eindruck machte der Gesang, der durch die weiten Räume schallte. Moody versteht es, durch denselben die Gemüter für das Wort der Predigt vorzubereiten, weshalb,

27 *John MacNeill war Presbyterianer und lebte von 1854 bis 1933.*

wenigstens bei so grossen Versammlungen, der Chor, der hier nach Hunderten zählt, schon eine ganze Stunde vor Beginn der Predigt ein Lied ums andere ertönen lässt, wobei die Versammlung bei gewissen Stellen einfällt, während die Pausen zwischen Gemeinde- und Chorgesang dann wieder durch Solo-Gesänge ausgefüllt werden.

In Chicago wurden während der Ausstellung bei fünfzig verschiedene Sprachen gesprochen. Um nun nicht nur für den englisch redenden Teil der Bevölkerung, sondern auch für die Fremden zu sorgen, hatte Moody bedeutende Prediger aus verschiedenen Ländern nach Chicago eingeladen. Wir nennen unter anderen Herrn Pastor Theodor Monod in Paris und den weltbekannten Hofprediger ausser Dienst, Herrn Pastor Stöcker in Berlin, die beide die Weltausstellung zu dem Zweck besuchten, um ihren Landsleuten daselbst „das Beste in der Welt“ zu bringen.

Moody hat bei seiner Abreise von Northfield nach Chicago gesagt: „Wenn ich eine Million Leben hätte, ich wollte sie alle hingeben, um Seelen zu gewinnen.“ Mit diesem charakteristischen Wort schliessen wir unsere Mitteilungen über ihn und wünschen nur, dass es ihm gelingen möge, noch recht viele für Christus zu gewinnen, aber auch, dass die Liebe Christi, die ihn dazu treibt, auch unsere Herzen erfüllen möge.